

Frankfurt am Main, 1904: Der Klavierhändler Hermann Lichtenstein wird in seinem Geschäft mitten in der belebten Innenstadt Frankfurts von Unbekannten beraubt und erschlagen. Die Nachricht verbreitet sich wie ein Lauffeuer in der Stadt und verhindert das Antrittsgespräch der Polizeiassistentin Laura Rothe, die sich als erste Frau im Präsidium um verwahrloste Kinder und Jugendliche kümmern soll.

Ein blutiger Fingerabdruck am Kragen des Ermordeten und die Spur eines Damenschuhs lassen den Verdacht aufkommen, dass eine Frau in die brutale Tat verwickelt ist. Außerdem gibt es Hinweise, dass der Mord an dem Klavierhändler mit mysteriösen Drohbrieffen zusammenhängt, die der ermittelnde Kommissar Richard Biddling seit Jahren bekommt. Laura Rothes Recherche ist es schließlich zu verdanken, dass der Kommissar einen entscheidenden Schritt weiterkommt. Doch die Spuren führen nicht nur in Biddlings Familie, sondern auch zu einem Kriminalrätsel des Meisterdetektivs Sherlock Holmes, in dem offenbar der Schlüssel zu einem alten und lebensgefährlichen Geheimnis verborgen liegt ...

Nikola Hahns »Krimis zur Kriminalistik« verbinden eine spannende Krimihandlung mit akribisch recherchierter Gesellschaftsgeschichte und lassen die Anfänge und Entwicklung der Kriminalistik in Deutschland lebendig werden.



Nikola Hahn Die Farbe von Kristall



ISBN 978-3-944177-55-7



9 783944 177557

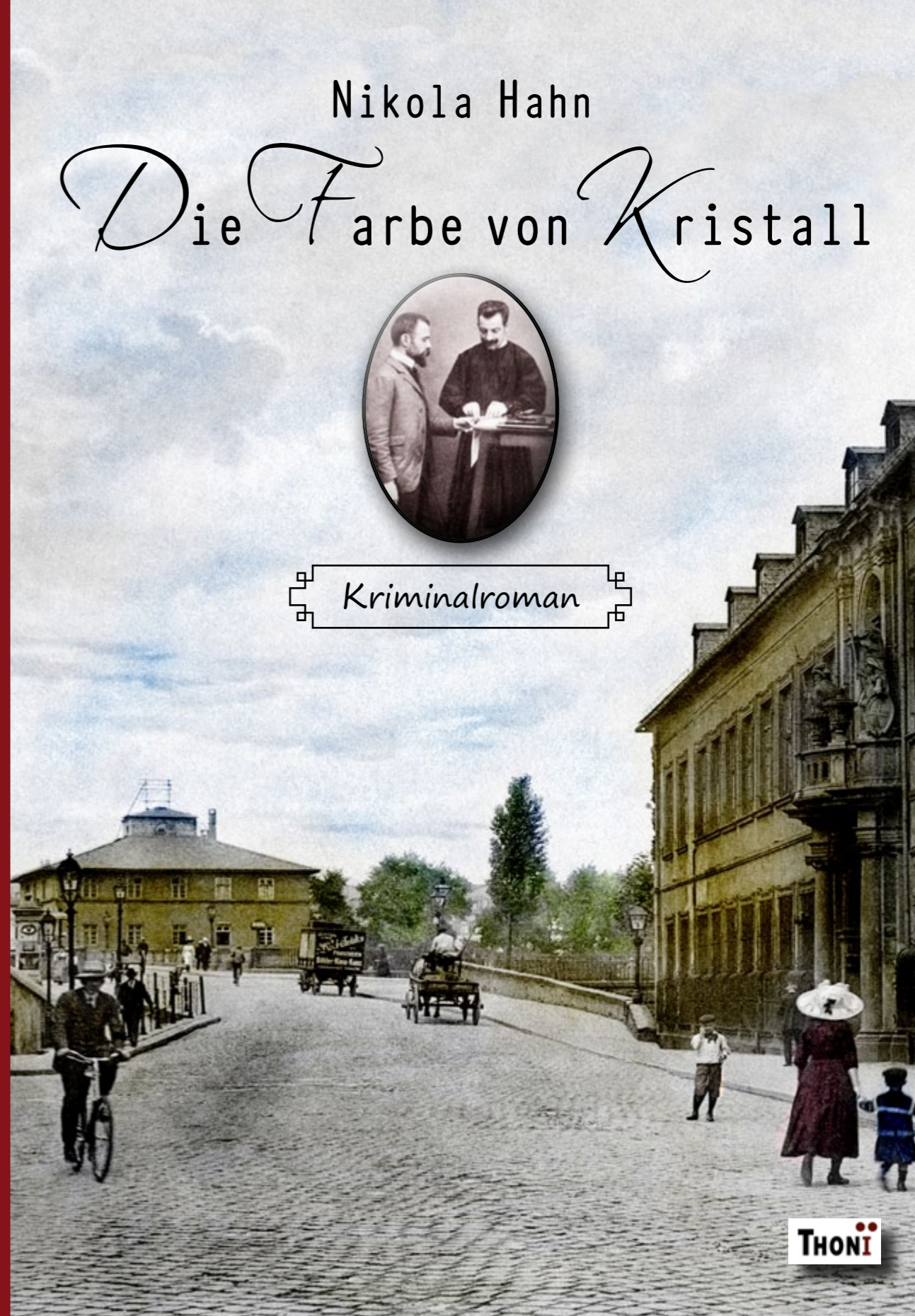
THONI
Verlag

Nikola Hahn

Die Farbe von Kristall



Kriminalroman



THONI

Vorbemerkung

Die im Roman zitierten Zeitungsartikel sind (mit Ausnahme der »Kurznachricht« über einen fiktiven Unfall bei Pokorny & Wittekind in Kapitel 9) an den jeweils angegebenen Tagen in der »Frankfurter Zeitung und Handelsblatt« erschienen. Bei den Anzeigenbildern und der gewählten grafischen Darstellung des »Zeitungskopfs« handelt es sich um bearbeitete bzw. dem Original nachempfundene Darstellungen aus der »Frankfurter Zeitung und Handelsblatt« der Jahrgänge 1904–1914.

Nikola Hahn

Die Farbe von Kristall

Kriminalroman



Autorin

Nikola Hahn, Jahrgang 1963, trat 1984 in die Polizei ein. Sie arbeitete als Ermittlerin unter anderem in den Kommissariaten Geldfälschung, Tötungsdelikte, Raub und Erpressung. Heute konzipiert und leitet die Erste Kriminalhauptkommissarin Fortbildungsseminare an der Polizeiakademie Hessen in Wiesbaden; ihr Arbeitsschwerpunkt ist Vernehmungstaktik. Nebenberuflich absolvierte Nikola Hahn eine Ausbildung in belletristischem und journalistischem Schreiben sowie in Karikatur- und Pressezeichnen; sie arbeitete als Lokaljournalistin und in der Redaktion der Hessischen Polizeirundschau. Nikola Hahn publiziert Fachtexte, Lyrik, Märchen, Kurzprosa und Romane.

Mit ihren »Krimis zur Kriminalistik« verbindet die Autorin und Kriminalbeamtin ihre beiden Berufe und nimmt ihre Leserinnen und Leser mit auf eine spannende Reise zu den Anfängen kriminalistischer Arbeit in Deutschland und Europa.



THONI
✓
verlag

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.



»Krimis zur Kriminalistik«

Neuausgabe im Paperback Großformat 2016

überarb. u. erw. Neuauflage im eBook (2 Bde.) 2014

© Thoni Verlag 2014–2016, www.thoni-verlag.com

Die Erstausgabe des Romans erschien 2002 bei Marion von Schröder;

8. unveränderte Aufl. 2016 im Ullstein Taschenbuch © Nikola Hahn

Hardcoverausgabe im Großformat ISBN 978-3-944177-55-7

Titelgestaltung unter Verwendung historischer Fotografien

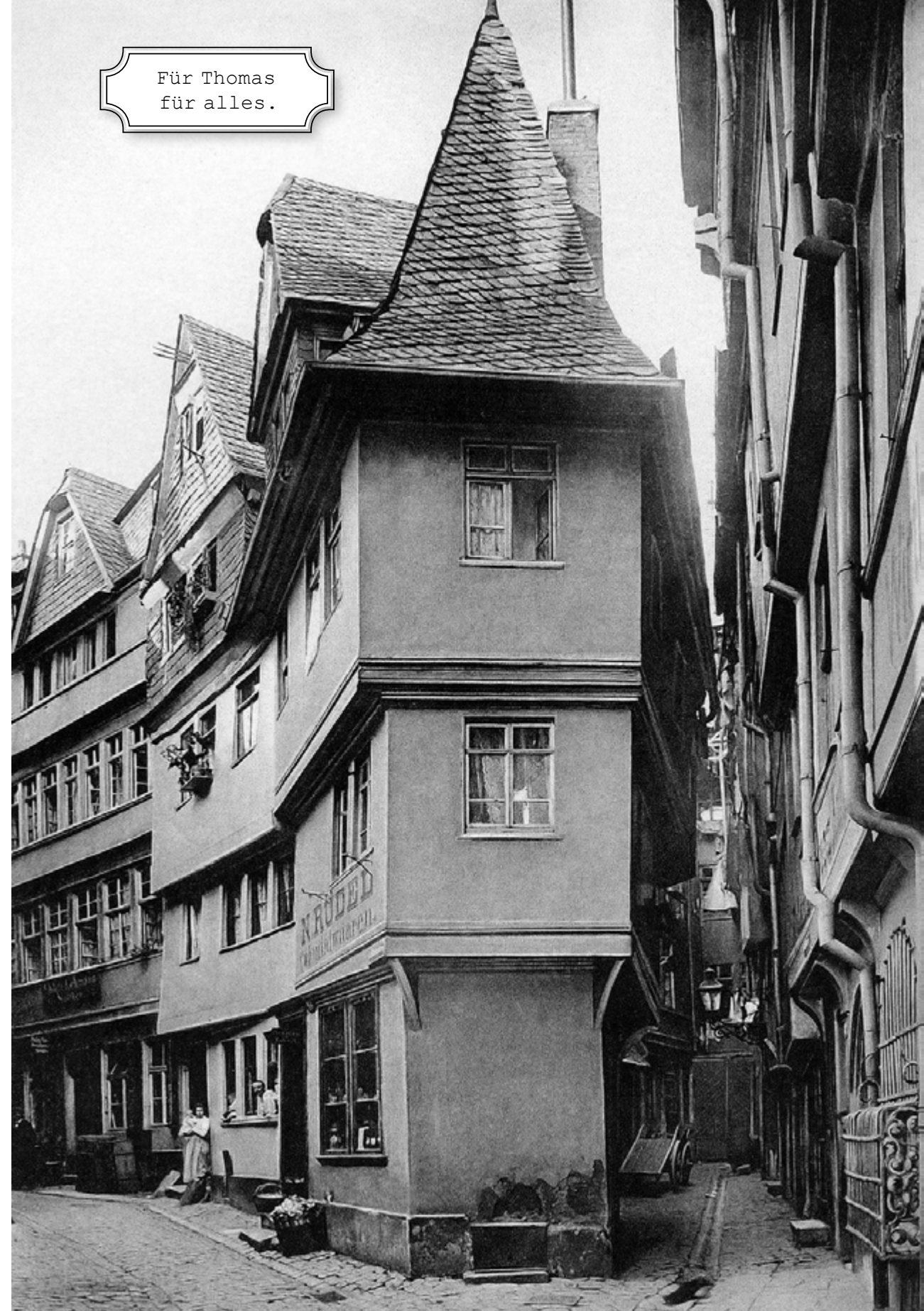
Frankfurt/M., *Brücke mit Deutsch-Herrnhaus*; *histor. Daktyloskopie*

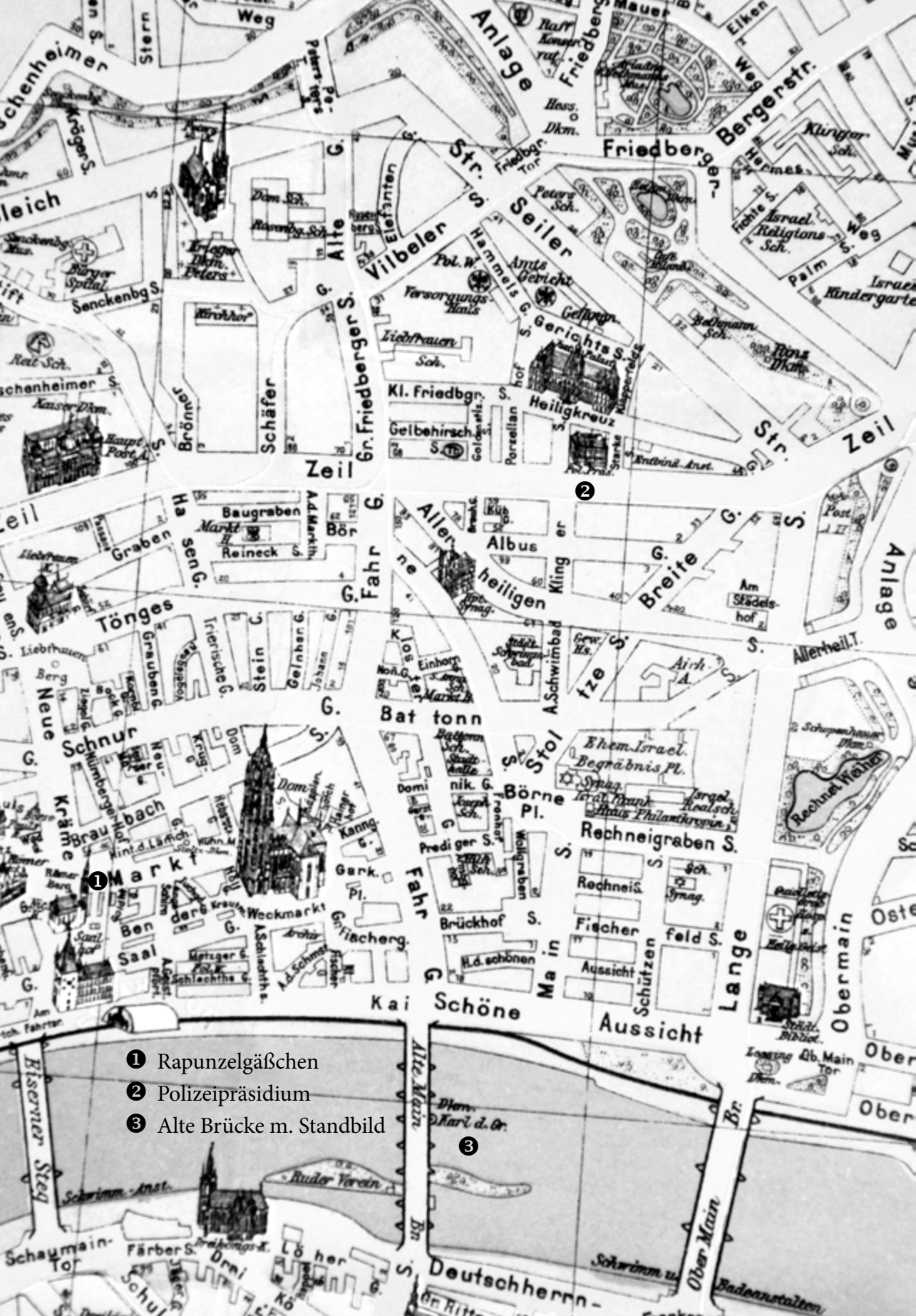
Satz u. Layout: N. Hahn

Printed by Amazon Distribution GmbH, Leipzig

ISBN 978-3-944177-51-9

Für Thomas
für alles.

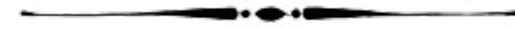




- ① Rapunzelgäßchen
- ② Polizeipräsidium
- ③ Alte Brücke m. Standbild

Der cristal ist ein kalter klarer stein, der des fewrs dermaszen begirig ist, das, wann er in die sonn gehalten wirdt, er die nahe durre ort oder materien anzündet.

Antik mittelalterliche Wissenschaft vom Kristall (Albertinus)



Hält in der Hand noch den Krystall, das zersprungene Glück von Edenhall.

(Uhland, 1847)



Die Farben der Kristalle stellen unsichere Bestimmungskriterien dar, weil sie durch geringste stoffliche Änderungen in einem weiten Spektrum variieren.

(Encarta Enzyklopädie 2000, Microsoft Corporation)

Prolog

Der Wind hatte nachgelassen, aber es regnete noch. Auf dem Weg zwischen den Gräbern lag nasses Laub. Es roch nach Vergänglichkeit. Victoria hatte gewusst, dass er da sein würde. Sie blieb neben ihm stehen. Er hielt den Kopf gesenkt; von seinem Hut tropfte der Regen. Der Grabstein glänzte im Licht einer Laterne. Die Rosen hatte der Sturm zerstört.

»Ich werde Frankfurt verlassen«, sagte sie.

»Wann?«, fragte er leise.

Sie kämpfte gegen die Tränen. »Sobald das Urteil gesprochen ist.«

Er sah sie an. »Sie sind stark, und Sie werden darüber hinwegkommen, Victoria. Über das - und alles andere.«

»Das haben Sie schon einmal zu mir gesagt, Herr Braun.«

»Und hatte ich denn nicht recht?«, entgegnete er lächelnd.

Frankfurter Zeitung

(Frankfurter Handelszeitung.) und Handelsblatt. (Ohne Frankfurter Zeitung.)

ZWEITES MORGENBLATT, Freitag, 26. Februar 1904

Dem *Petit Parisien* wird von seinem Berliner Korrespondenten der Inhalt einer Unterredung mitgeteilt, die der deutsche Reichskanzler Graf Bülow dieser Tage mit einem französischen Besucher gehabt hat. Nachdem der Reichskanzler bestritten hatte, daß Deutschland

irgendwelche schwarzen Pläne in China oder im nahen Orient habe, gab er einen kleinen Exkurs über Weltpolitik. Deutschland ist friedlich und wünscht wesentlich seinen friedlichen Einfluß in der Welt auszuüben. Nicht als Eroberer, sondern als Kaufleute erscheinen wir bei

den nächsten wie bei den entferntesten Nationen.

Die Verantwortlichkeit für die Richtigkeit dieser Äußerungen hat der *Petit Parisien* zu tragen. Unbühlowisch klingen sie übrigens nicht.

Kapitel 01

Hermann Lichtenstein legte die Zeitung beiseite und sah aus dem Fenster: ein trister, verregneter Wintertag, aber auf der Straße herrschte reges Treiben. Das Rattern der Droschken und Fuhrwerke und das Geschrei der Zeitungsjungen drangen bis in den ersten Stock hinauf. Lichtenstein schaute zur Hauptwache hinüber, an deren verlassenem Anblick er sich noch immer nicht gewöhnt hatte. Das Klingeln des Telefons riss ihn aus seinen Gedanken. Er nahm den Fernsprecher vom Haken.

»Hier Pianofortefabrik Lichtenstein & Co – Wer dort? Ah, Herr Consolo! Herzlich willkommen in Frankfurt! Ihr Konzert heute Abend? Selbstverständlich werde ich Sie beehren, mein Lieber! Zusammen mit meiner Gattin und meiner ältesten Tochter. Bitte? Sie suchen etwas Besonderes? Ich glaube, ich kann Ihnen helfen ... einen Bechstein, wunderbar im Klang, erlesen in der Verarbeitung. Vergangene Woche ausgeliefert. Ja, ich habe Zeit. Ich erwarte Sie in meinem Kontor. Ende.«

Ein älterer Mann kam herein. »Ich wollte fragen, ob ich zu Tisch gehen kann, Herr Lichtenstein? Frischer Kaffee steht nebenan auf dem Ofen.«

»Danke, Anton. Ich habe gerade mit Herrn Consolo telefoniert. Er logiert im *Frankfurter Hof* und möchte sich den Bechsteinflügel ansehen.«

Der Auslaufer strich sich über sein schütteres Haar. »Dann werde ich so lange warten.«

Lichtenstein schüttelte den Kopf. »Soll ich dir jeden Tag das gleiche Lied singen, mein Lieber?«

»Sie sollten nicht so oft allein hier sein, Herr Lichtenstein.«

»Deine Sorge um mein Wohlergehen ehrt mich, aber wie du weißt, befinden sich in meinem Kassenschrank in der Hauptsache alte Bücher. Im Übrigen pflegen Diebe nicht zu Zeiten zu erscheinen, in denen draußen die halbe Stadt vorbeipromeniert.«

Der alte Auslaufer musterte seinen Chef mit zusammengekniffenen Augen. »Statt den ganzen Tag in diesem zugigen Büro zu verbringen, sollten Sie lieber das Bett hüten, Herr Lichtenstein.«

»Ach was«, murmelte der Klavierhändler. »Das bisschen Schnupfen vergeht von allein.«

»Wenn Sie bitte erlauben: Sie sehen aus, als plagte Sie ein wenig mehr als bloß Schnupfen.«

»Dummes Zeug!«

Achselzuckend wandte sich der Auslaufer ab und ging hinaus. Hermann Lichtenstein sah ihm mit gemischten Gefühlen hinterher. Anton Schick stand seit dreiundzwanzig Jahren in den Diensten der Familie Lichtenstein; er war eine treue Seele und neigte zu übertriebener Vorsicht. Und manchmal hatte er diese Art, einen anzusehen, als könnte er

Gedanken lesen! Der Klavierhändler schaute in den Spiegel, der zwischen zwei Fenstern hing. Die Nase war rot, das Gesicht blass, die Augen wirkten glasig, aber das konnte man auf die Erkältung schieben. Er zündete eine Lampe an und ging über den Flur ins Lager; vier düstere Räume, in denen sich mehr als einhundert Klaviere, Harmonien und Flügel aneinanderreiheten.

Der Bechsteinflügel stand vor einem ungenutzten Kamin im hintersten Zimmer. Das polierte Holz glänzte im Lampenschein. Es zu berühren war ein sinnlicher Genuss. Consolo würde begeistert sein. Hermann Lichtenstein freute sich auf den Besuch des italienischen Pianisten, der nicht nur eine Passion für edle Musikinstrumente hatte, sondern auch kurzweilig zu plaudern verstand. Er setzte sich, und die quälenden Gedanken an Fräulein Zilly verschwanden. Sanft strichen seine Finger über die Tasten aus Elfenbein; die ersten Akkorde von Beethovens viertem Klavierkonzert erklangen. Irgendwo im Haus flog eine Tür ins Schloss. Abrupt beendete Lichtenstein sein Spiel. Ihr Haar hatte gegläntzt wie Gold. Und dann hörte die Erinnerung auf. Er schloss den Flügel, dass es an den Wänden widerhallte. Karl Hopf gehörte gevierteilt! Ihn in diese Pfefferhütte zu schleppen! Die Türglocke läutete. Lichtenstein zog seine Taschenuhr hervor. Kurz vor halb eins. Ernesto Consolo war früh dran.

Doch es war nicht der italienische Pianist, der Einlass begehrte.

»Du?«, fragte Lichtenstein erstaunt.

»Ich habe Ihnen gesagt, dass ich wiederkomme«, entgegnete der Besucher lächelnd. »Wie versprochen, habe ich einen Interessenten mitgebracht.«

Die zweite Person war groß und schlank und stand seitlich im dunklen Flur. »Es tut mir leid«, sagte Lichtenstein. »Im Moment passt es schlecht, ich habe gleich einen Termin. Wenn du ... Wenn Sie vielleicht heute Nachmittag noch einmal kommen könnten?«

»Es dauert nicht lange. Wir möchten uns nur rasch das Piano ansehen, Herr Lichtenstein.«

»Ja. Aber ich habe wirklich nicht viel Zeit.«

»Wir auch nicht«, sagte der Besucher freundlich.

Es war absurd, und es gab nicht den geringsten Grund dafür. Doch Hermann Lichtenstein bekam plötzlich Angst.



»Das habe ich gern«, schimpfte Richard Biddling. »Sie packen in aller Seelenruhe Ihren Kram zusammen, und ich kann sehen, wo ich bleibe!«

Kriminalwachtmeister Heiner Braun grinste. »Ich habe keine Sorge, dass Sie die Frankfurter Räuber und Mörder in Zukunft auch ohne mich überführen werden, Herr Kommissar.« Er riss eine Seite aus einem Exemplar der *Frankfurter Zeitung* und wickelte zwei mit Gold bemalte Kaffeetassen darin ein.

»Wahrscheinlich die neueste Ausgabe«, brummte Richard. »Die ich selbstverständlich noch nicht gelesen habe!«

Heiner nahm die Zeitungsreste. »Hm ja, fast. *Siebzehnter Januar 1904, Viertes Morgenblatt. Literarisches. Das Mineralreich von Dr. Reinhard Brauns, ordentlicher Professor der Universität Gießen. Der Verfasser der chemischen Mineralogie und der kleinen Mineralogie hat uns ein Werk vorgelegt, das im Vergleich zu den üblichen Handbüchern einen ganz eigenartigen Charakter trägt.*«

»Es reicht.«

»Von chromolithographisch erzeugten Krystallbildern kann man billigerweise nicht überall Vollkommenes erwarten.«

Richard nahm seinem Untergebenen die Zeitung weg. »Wollen Sie mir an Ihrem letzten Tag unbedingt den allerletzten Nerv rauben?«

Heiner sah ihn erstaunt an. »Ich hätte nicht gedacht, dass Sie nach fast zweiund-

zwanzig Jahren Zusammenarbeit noch einen übrig haben.«

»Es wird Zeit, dass Sie mir aus den Augen kommen, Braun!«

Heiner schloss seine abgewetzte Ledertasche. Er sah an Richard vorbei zum Fenster. »Ich hätte einen Antrag auf Verlängerung gestellt. Aber Helena ...«

»Schon gut«, fiel ihm Richard harsch ins Wort. Er hasste Verabschiedungen, vor allem, wenn sie endgültig waren.

»Was die Sache bei Pokorny & Wittekind angeht, bin ich allerdings wie Sie der Meinung, dass da einer tüchtig nachgeholfen hat, um das Ganze wie einen Unfall aussehen zu lassen, Herr Kommissar.«

»Das kann Ihnen jetzt gleich sein. Ich wünsche Ihnen alles Gute.«

»Wenn Sie Zeit haben – Helena würde sich über einen Besuch freuen.«

»Mhm«, sagte Richard und blätterte in einer Akte. Sentimentalitäten hasste er noch mehr als Verabschiedungen.

»Ich war gestern Abend noch mal in Bockenheim und habe mir diese Maschine erklären lassen. Der Dampf kann unmöglich von selbst ausgetreten sein.«

»Braun! Haben Sie die feierlichen Worte unseres Herrn Polizeirats schon vergessen? Sie sind seit einer Stunde im Ruhestand. Grüßen Sie Ihre Frau von mir.«

»Ja.« Heiner nahm seine Tasche und ging zur Tür. Sein von unzähligen Fältchen durchzogenes Gesicht wirkte müde, und Richard wurde klar, dass seinem Untergebenen der Abschied mindestens so schwer fiel wie ihm selbst.

»Glauben Sie ja nicht, dass ich Sie aus der Pflicht nehme! Sollte ich in dieser verflixten Sache Ihren Rat brauchen, werde ich ihn suchen.«

»Danke.«

Richard schlug die Akte zu. »Herrje! Verschwinden Sie endlich!«

Heiner salutierte. »Zu Befehl, Herr Kommissar!«

Richard lachte. Vom Flur drangen Stimmen herein. Ein junger Polizist stürzte ins Büro. Sein Gesicht war rot vor Aufregung. »Bitte entschuldigen Sie die Störung! Herr Polizeirat Franck lässt unverzüglich alle im Haus befindlichen Männer zu sich befehlen. Soeben ist ein Mord auf der Zeil gemeldet worden!«



Laura Rothe nahm ihren Koffer und schaute sich suchend um. Der Centralbahnhof war viel größer, als sie ihn sich vorgestellt hatte; vielleicht weil die von grauen und dunkelblauen Eisenträgern gestützten Perronhallen durch offengehaltene Wände als Ganzes wirkten. Die Fenster in den seitlichen Umfassungsmauern gaben wirkungsvolles Seitenlicht. Die Gussteile, die die Granitsockel mit den schmiedeeisernen Bögen verbanden, waren mit palmblattähnlichen Ornamenten versehen, die Blechflächen der hohen Bogenäcker mit Zierstreifen geschmückt. Es waren die Details, die dem Bauwerk die Bedrohlichkeit nahmen.

Überall eilten Menschen hin und her, und im Gegensatz zu Laura schien jeder genau zu wissen, wohin er wollte. Die Bremsen eines einfahrenden Zuges kreischten. Ein Schaffner stieg aus und rief einem Kollegen etwas zu, aber seine Worte gingen im Getöse eines abfahrenden Zuges unter.

»Wo finde ich bitte die Gepäckaufbewahrung?«, fragte Laura einen Jungen in schmutzigen Hosen, der auf dem Perron saß und sie interessiert musterte.

»Ei, do driwwe.«

»Wie bitte?«

Der Junge stand auf und deutete grinsend zum anderen Ende der Halle. »Dort drüben, gnädigstes Fräulein! Wenn ich bitte Ihre Ihrn Koffer tragen dürfte?«

»Das ist sehr nett, danke. Aber ich trage ihn lieber selbst.«

Der Junge sah sie derart verblüfft an, dass sie lachen musste. Eine junge Dame, die ohne Begleitung aus einem Zweite-Klasse-Abteil stieg und auf die Dienste eines Gepäckträgers verzichtete, kam sicher nicht alle Tage vor. Laura zeigte zum gegenüberliegenden Bahnsteig, auf dem eine ältere und zwei jüngere Frauen zwischen Koffern und Körben standen. »Ich glaube, die Herrschaften brauchen deine Hilfe nötiger als ich.«

Auf dem Kopfperron und im Vestibül wiesen Schilder den Weg, und zehn Minuten später hatte Laura ihren Koffer aufgegeben. Kurz darauf trat sie auf den Bahnhofsvorplatz hinaus. Nieselregen wehte ihr ins Gesicht. Sie schlug den Kragen ihres Mantels hoch und spannte ihren Regenschirm auf.

»Halt!«

Erschrocken fuhr sie zusammen, als plötzlich zwei mit Säbeln bewaffnete Schutzleute vortraten, die offenbar rechts und links des Eingangs gestanden hatten. Grimmig musterten sie einen schwächlichen jungen Mann, der in den Bahnhof hineingehen wollte.

»Wer sind Sie? Wohin wollen Sie?«, fragte einer der Beamten in scharfem Ton. Er hatte einen martialischen schwarzen Bart und trug ein goldenes Portepée. Der Mann stotterte etwas Unverständliches.

Laura sah, dass auch die anderen Eingänge von Schutzleuten bewacht wurden, die ohne Ausnahme jeden, der in den Bahnhof hineinwollte, kontrollierten. Was hatte das zu bedeuten? Sie spürte die Blicke des bärtigen Polizisten und ging rasch weiter. Das fehlte noch, dass man sie festhielt oder sogar mit zur Wache nahm. Sie überquerte den Platz und stieß fast mit einem Fahrradfahrer zusammen, der ihr wütend etwas hinterherrief, das sie nicht verstand. Vielleicht wäre es besser, mit der Trambahn zu fahren? Andererseits hatte sie genügend Zeit, und ihr Geld würde sie für wichtigere Dinge brauchen. Außerdem bot der Gang zu Fuß eine erste

Möglichkeit, sich in der Stadt zu orientieren. Während der vergangenen Wochen hatte sie alles gelesen, was sie an Informationen über Frankfurt am Main hatte auftreiben können, und sie war gespannt, ob die Bilder in ihrem Kopf mit der Wirklichkeit übereinstimmten. Die in einem Reiseführer als Prachtboulevard gerühmte Kaiserstraße sah im Regen jedenfalls reichlich trist aus.

Das Trottoir war voller Menschen, die in Gruppen zusammenstanden und durcheinanderredeten. Und dazwischen immer wieder Polizei. Irgendetwas stimmte nicht! Laura wich auf die Fahrbahn aus, um schneller voranzukommen. Als sie den Rossmarkt erreichte, hörte es auf zu regnen. Sie überlegte, ob noch Zeit wäre, sich das Gutenberg-Denkmal anzuschauen, als ein Automobil an ihr vorbeiknatterte und sie von oben bis unten nass spritzte. Konnte dieser dumme Mensch nicht aufpassen, wohin er fuhr? Vergeblich versuchte sie, mit einem Taschentuch die Flecken aus ihrem Wollmantel herauszureiben. Ein Antrittsbesuch in schmutziger Garderobe! Ihre Mutter würde in Ohnmacht fallen, wenn sie es sähe.

Der Gedanke an zu Hause schmerzte. Es gab Dinge, die für eine junge Dame viel verderblicher waren als ohne Begleitung zu reisen und das Gepäck selbst zu tragen: einen Beruf zu erlernen, dem jüdischen Glauben abzuschwören und mit achtundzwanzig ledig zu sein. Laura steckte das Taschentuch weg und ging weiter. Sie hatte sich all das bestimmt nicht erkämpft, um vor ein paar Wasserflecken zu kapitulieren! Rechts vor ihr tauchte der Turm der Katharinenkirche auf. Als sie näher kam, sah sie vor dem Portal und dem Eingang des danebenliegenden Hauses eine Menschenmenge. Mehrere Schutzleute bemühten sich, sie auseinanderzutreiben.

»Machen Sie Platz!«, rief einer von ihnen, als sich zwei Männer in Zivil näherten. Sie trugen dunkelgraue Tuchmäntel und schwar-

ze Hüte. Der jüngere, ein grobschlächtig wirkender Mensch, stieß die Leute fluchend beiseite, um sich einen Weg zum Eingang zu bahnen, der ältere, der ihn fast um Haupteslänge überragte, folgte wortlos. Keine Frage: In diesem Haus musste etwas Schlimmes geschehen sein. Ob das der Grund war, den Bahnhof unter Bewachung zu stellen? Die Uhr an der Katharinenkirche schlug zur vollen Stunde und erinnerte Laura daran, dass Polizeirat Franck sie erwartete.

Sie erreichte die Neue Zeil 60 zehn Minuten vor der Zeit. Das Polizeipräsidium der Stadt Frankfurt war ein dreistöckiger Bau im Stil der deutschen Renaissance und, wie Laura wusste, erst achtzehn Jahre alt. So imponierend das Gebäude von außen wirkte, so zweckmäßig bot es sich dem Besucher von innen dar: die Flure mit schlichten Deckenwölbungen versehen, die Treppen aus Eisen gefertigt. In der Polizeiwache im Erdgeschoss fragte sie nach dem Büro von Herrn Polizeirat Franck.

Die beiden Beamten musterten sie ungeneigt. Was sie sahen, schien ihnen nicht zu gefallen. »Herr Polizeirat Franck empfängt in seinem Büro keinen Damenbesuch«, sagte der ältere. »Und schon gar nicht ohne vorherige Anmeldung!«

Laura erwiderte seinen Blick ohne Scheu. »Woher, bitte, wollen Sie wissen, dass ich nicht angemeldet bin?« Sie zog ein Schriftstück aus ihrem Mantel und gab es ihm.

Er las sorgfältig. »Oh. Ich bitte höflichst um Verzeihung, Fräulein Rothe.«

»Dürfte ich nun endlich erfahren, wo ich das Büro von Herrn Franck finde?«, wiederholte Laura schärfer als beabsichtigt.

»Erster Stock, rechts. Es steht angeschrieben. Aber Sie werden kein Glück haben. Er ...«

»Danke!«, schnitt ihm Laura das Wort ab.

Sie war kaum aus der Tür, als der jüngere Beamte losplatzte: »Ist sie das?«

»Sieht so aus.«

»Na, das wird lustig werden.«

Der ältere Beamte zuckte mit den Schultern. »Was interessiert's mich? Solange sie uns nicht in die Parade fährt, ist es mir herzlich egal, ob sie Haare auf den Zähnen hat oder nicht.«

»Die wär' das erste Weibsbild, mit dem der Heynel nicht fertig wird«, sagte der jüngere Beamte grinsend.



Es gab keinen Grund, anzunehmen, dass Kommissar Biddling bald ins Präsidium zurückkehrte. Dennoch wartete Heiner Braun bis kurz nach drei Uhr, bevor er sich entschloss, zu gehen. Ein letztes Mal betrachtete er das nüchtern eingerichtete Büro: Biddlings Schreibtisch mit Federkasten, Tintenfasschen, Stempeln und Akten darauf, sein eigenes leergeräumtes Stehpult am Fenster, den alten Aktenschrank, den Tisch mit der neuen Schreibmaschine. Eine Underwood mit Radschaltung, sichtbarer Schrift und Tabulator, wie der Kommissar Besuchern gern erläuterte.

Heiner erinnerte sich an seinen ersten Tag als blutjunger Polizeidiener im Polizeicorps der damals noch Freien Stadt Frankfurt und daran, wie stolz er nach der Ernennung zum Kriminalschutzmann auf sein erstes Büro gewesen war, eine zugige Kammer im ehemaligen Präsidium Clesernhof, das längst der Spitzhacke zum Opfer gefallen war. Er hatte seinen Beruf geliebt, und schon drei Stunden nach seiner Pensionierung ließ nichts mehr erahnen, dass er fast achtzehn Jahre in diesem Raum gearbeitet hatte. Er schloss die Tür und ging durch den verwaisten Flur zur Treppe. Es fiel ihm schwer zu akzeptieren, dass er nicht mehr gebraucht wurde. Er dachte an Helena, und sein Gesicht hellte sich auf. Sie brauchte ihn.

»Entschuldigen Sie, können Sie mir sagen, wann Herr Polizeirat Franck zurückkehrt?«

Heiner fuhr zusammen. »Bitte?«

Eine junge Frau erhob sich von der Holzbank, die in einer Nische neben der Treppe stand. »Sehe ich so schlimm aus, dass Sie sich vor mir erschrecken?« Sie hatte eine melodische Stimme, ein nicht übermäßig schönes, aber sympathisches Gesicht und trug ein Tuchkleid im Stil der Reformbewegung. Ihr Haar war entgegen der herrschenden Mode zu einem schlichten Knoten geschlungen. Mantel und Hut hatte sie neben sich auf die Bank gelegt.

»Verzeihen Sie, ich war ein wenig in Gedanken«, sagte Heiner.

»Dann bin ich ja beruhigt, Herr ...?«

»Kriminalwachtmeister Braun.«

»Laura Rothe«, stellte sie sich vor. »Ich warte auf Herrn Franck. Er hatte mich um halb drei in sein Büro bestellt.«

»Sind Sie die Polizeiasistentin aus Berlin?« Sie nickte.

»Es tut mir leid, aber Polizeirat Franck ist mit allen verfügbaren Kriminalbeamten zu einem Mordfall unterwegs.«

»Ich vermute, in dem Haus neben der Katharinenkirche? Jedenfalls lässt der Menschenauflauf, den ich auf dem Herweg sah, diesen Schluss zu.« Sie sah ihn neugierig an. »Und warum sind Sie noch hier?«

Die Frage war ein wenig direkt, aber Heiner nahm es ihr nicht übel. Er holte seine Taschenuhr hervor. »Weil ich seit drei Stunden und sieben Minuten pensioniert bin.«

»So alt sehen Sie gar nicht aus!« Betreten hielt sie sich die Hand vor den Mund und murmelte eine Entschuldigung.

Heiner Braun lachte. »Wenn ich Ihnen als altgedienter Beamter dieses Hauses einen Rat geben darf? Polizeirat Franck schätzt vorläufige Mitarbeiter nicht besonders. Möchten Sie einen Kaffee?«

»Ich dachte, Sie sind pensioniert?«

»Einen Kaffee kochen werde ich schon noch können.«

Zehn Minuten später saßen sie in Richard Biddlings Büro vor zwei dampfenden Tassen. »Ich hatte mir meinen Antrittsbesuch anders vorgestellt«, sagte Laura. »Abgesehen davon, wüsste ich gern, welche Aufgaben mich erwarten.«

»Soweit ich gehört habe, sollen Sie in der Fürsorge eingesetzt und Kriminaloberwachtmeister Heynel zugeteilt werden, Fräulein Rothe.«

»Ich hoffe doch sehr, über die Fürsorge hinaus auch die anderen Tätigkeitsfelder der Kriminalpolizei kennenzulernen. Erzählen Sie mir von ihm.«

»Bitte?«

»Oberwachtmeister Heynel – was ist er für ein Mensch?«

Heiner lächelte. »Warum interessiert Sie das?«

»Ich weiß gern, mit wem ich es zu tun habe.«

»Er neigt zu, nun ja, wie soll ich sagen? Er hat zuweilen eine etwas einnehmende Art.«

»Sie mögen ihn nicht«, stellte Laura fest.

»Ich kenne ihn kaum. Darf ich fragen, warum Sie ausgerechnet diesen ungewöhnlichen Beruf gewählt haben?«

»Die Aussicht, mein Leben in den philiströsen Verhältnissen von Kontor und Küche zuzubringen, gefiel mir nicht.« Als sie Heiners verständnislosen Blick sah, fügte sie hinzu: »Ich habe drei Jahre als Korrespondentin und Buchhalterin in der Firma meines Vaters gearbeitet.«

»Ihr Herr Vater war sicher nicht angetan von Ihrem Berufswechsel.«

»Mein Vater glaubt, ich bin in Berlin.« Sie sagte es in einem Ton, der jede weitere Frage verbat. Sie trank ihren Kaffee aus. Heiner ging hinaus, um die Tassen zu spülen. Als er zurückkam, saß sie an Biddlings Schreibtisch und blätterte in der Akte Pokorny & Wittekind.

»Kommissar Biddling wird nicht erfreut sein, wenn Sie ungefragt in seinen Akten lesen!«

Sie stand sofort auf. »Entschuldigen Sie. Ich habe nicht nachgedacht.«

Heiner wickelte die Tassen wieder in Zeitungspapier ein.

»Die hat eine Frau ausgesucht«, stellte Laura fest.

»Bitte?«

»Ihre Kaffeetassen! Die haben Sie von einer Frau bekommen, oder?«

»Mhm. Es dürfte wenig Sinn haben, weiter auf Polizeirat Franck zu warten. Am besten hinterlegen Sie auf der Wache Ihre Adresse und bitten um Nachricht, wann er Sie empfangen kann.«

»Leider habe ich noch keine Adresse. Und außerdem nicht das geringste Verlangen, mich ein weiteres Mal mit diesen beiden unhöflichen Beamten dort unten abzugeben!«

Heiner Braun musste lachen. »Sie erinnern mich an eine junge Dame, mit der ich vor vielen Jahren zusammengearbeitet habe.«

Sie sah ihn verblüfft an. »Man sagte mir, dass ich die erste Frau bin, die in Frankfurt in den Polizeidienst eintritt.«

»Die junge Dame, von der ich spreche, war genötigt, sich in einen jungen Mann zu verwandeln. Und es hat vier Jahre gedauert, bis ich es gemerkt habe.«

»Sie haben sie dafür bewundert.«

»Ja.«

»Lassen Sie mich raten: Die Kaffeetassen sind von ihr.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Sie gehen so sorgsam damit um, als ob sie eine besondere Bedeutung für Sie hätten.

Was ist aus Ihrer heimlichen Mitarbeiterin geworden?«

Heiner Braun lächelte. »Kommissar Biddlings Gattin.«

»So etwas Dummes passiert mir nicht!«

»Was, bitte, ist daran dumm, wenn zwei Menschen heiraten?«

»Nichts!« Laura nahm ihren Mantel und ihren Hut. Heiner schloss die Tür ab und legte den Schlüssel auf den Rahmen. Laura folgte dem Kriminalwachtmeister bis zur Treppe und setzte sich wieder auf die Bank.

»Sie werden vergebens warten«, sagte Heiner freundlich.

»Lassen Sie das bitte meine Sorge sein.«

»Es gibt eine Art von Mut, die der Starrköpfigkeit recht nahe kommt, gnädiges Fräulein. Ich wünsche Ihnen viel Glück.«

Sie schluckte. »Könnten Sie mir vielleicht ein gutes Zimmer empfehlen? Allerdings dürfte es nicht allzu teuer sein. Meine Mittel sind begrenzt.«

»Wenn Sie keine besonderen Ansprüche an den Komfort stellen, fragen Sie im Rapunzelgässchen 5.«

»Ich lege Wert auf ein untadeliges Haus.«

»Für den Leumund der Wirtin verbürge ich mich.«

»Ach ja?«

»Sie ist meine Frau.«

Bevor Laura etwas erwidern konnte, war er gegangen.

Frankfurter Zeitung

(Frankfurter Handelszeitung.) und Handelsblatt. (Ohne Frankfurter Zeitung.)

ABENDBLATT, Freitag, 26. Februar 1904

Raubmord auf der Zeil. Eine allgemein bekannte und beliebte Persönlichkeit, der Inhaber der Pianofortefabrik Lichtenstein, Hermann Richard Lichtenstein, wurde heute Mittag zwischen 12 und 1 Uhr in seinem Bureau, Zeil 69, ermordet aufgefunden. Es liegt nach den bisherigen

Anzeichen ohne Zweifel ein Raubmord vor, der mit frechster Verwegenheit im belebtesten Teil der Stadt zur Zeit des stärksten Verkehrs verübt worden ist.

Beobachtungen des Physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M.

26. Febr., 7 Uhr Mrgs.

Barometer (mm): 756,7
Thermometer (in Cels.): -3,3
Gradd. Bewölkung (0-10): 5

do., 2 Uhr Nachm.

Barometer (mm): 755,4
Thermometer (in Cels.): -1,4
Gradd. Bewölkung (0-10): 10

Kapitel 02

Victoria Biddling drehte sich vor dem Spiegel, prüfte den Sitz ihres Hutes und zupfte sich eine Locke in die Stirn. Ihre Zofe Louise half ihr beim Anziehen des pelzbesetzten Mantels. »Welchen Schirm soll ich Ihnen bringen?«

»Den dunkelbraunen.«

Die Tür flog auf, und ein junges Mädchen stürmte herein. »Kommst du, Mama? Der Kutscher wartet schon!«

Victoria bemühte sich um einen strengen Gesichtsausdruck. »Sei nicht so ungeduldig!«

Flora Henriette Biddling stellte sich neben ihre Mutter und lachte ihr Spiegelbild an. »Ich bin ja so gespannt, was Papa heute Abend sagt, wenn er mein Hündchen sieht!«

»Dein Hut sitzt schief!«, tadelte Victoria.

»Das ist mir gleich!« Flora raffte ihren Rock hoch und drehte sich im Kreis herum, dass ihre blonden Locken tanzten. »Ich bekomme ein Hündchen, ein klitzekleines Hündchen, ganz für mich allein!«

Victoria verzog das Gesicht. Die Idee ihrer Schwester Maria, Flora zum Geburtstag einen Hund zu schenken, fand sie genauso unpassend wie ihr Getue um diesen Hundezüchter. *Wenn du ihn erst kennengelernt hast, wirst du mir zustimmen, liebste Schwester: Karl Hopf ist ein faszinierender Mensch – und Mann.* Dabei lächelte sie in einer Art, die Victoria nicht ausstehen konnte. Aber weil sie ihrer Tochter die Freude nicht verderben wollte,

enthielt sie sich jeden Kommentars. Louise reichte ihr den Regenschirm und einen zur Farbe des Kleides passenden Beutel. Flora lief zur Tür und stieß beinahe mit ihrer Schwester Victoria Therese zusammen.

»Langsam, Florchen«, sagte sie lächelnd. »Du kommst schon noch früh genug nach Niederhöchstadt.«

Flora küsste sie auf die Wange. »Ich freu' mich ja so, Vicki! Schade, dass Papa nicht mitfahren kann.«

»Bist du fertig?«, fragte Victoria.

Die Zweiundzwanzigjährige nickte. Sie trug ein enggeschnürtes rotes Schneiderkostüm, einen bestickten Tuchmantel und einen Hut aus grünem Velours, der gut zu ihrem schwarzen Haar passte.

»Sie sehen wunderschön aus«, sagte Louise.

»Ach was«, entgegnete Vicki verlegen.

Victoria lachte. »Die liebe Louise will nur kundtun, dass sie es bedauert, mich beim Ankleiden nicht mehr quälen zu dürfen.«

»Wenn Sie bitte erlauben: Ich finde diese neumodischen Kleidersäcke nicht besonders kleidsam.«

»Aber es zwickt nichts, und man fällt beim Fahrradfahren nicht so schnell in Ohnmacht«, sagte Flora.

»Lieber Himmel!«, rief Louise. »Diese schrecklichen Geräte sind doch nichts für sittsame, junge Mädchen!«

»Mama hat versprochen, dass ich eins bekomme, wenn ich fleißig Französisch lerne.«

Louise wandte sich kopfschüttelnd ab und legte Victorias Garderobe zusammen.

»Bitte kümmere dich darum, dass David und Vater zur gewohnten Zeit den Nachmittagskaffee erhalten«, sagte Victoria.

»Ja, gnädige Frau.«

»Lass dich von Großvater nicht ärgern«, flüsterte Vicki ihr zu, und über das Gesicht der alten Zofe huschte ein Lächeln.

Als Victoria mit ihren Töchtern und einem Dienstmädchen in den vor dem Haus stehenden Landauer stieg, war es kurz vor ein Uhr. Ein kalter Wind blähte ihre Kleider, und es nieselte. Victoria seufzte. Statt in einer zügigen Kutsche kilometerweit durch die Gegend zu fahren, würde sie lieber am Kamin in ihrer Bibliothek sitzen und die Bücher anschauen, die gestern geliefert worden waren. Flora kümmerte das schlechte Wetter nicht. Sie plapperte unaufhörlich, während ihre Schwester Vicki gedankenverloren in den Regen hinaussah.

»Tessa! Was meinst du, wie mein Hündchen heißen soll?«

»Struppi«, schlug das Dienstmädchen vor.

»So ein dummer Name!«

»Was fragst du dann überhaupt?«

»Es ist langweilig hier drin. Wir hätten mit der Eisenbahn fahren sollen.«

»Dich Zappelphilipp hätte der Schaffner spätestens am Bockenheimer Bahnhof an die Luft gesetzt«, neckte Vicki.

Flora streckte ihr die Zunge heraus.

»Wenn du nicht sofort Ruhe gibst, kehren wir um!«, sagte Victoria.

Flora lag eine Erwiderung auf der Zunge, aber der Gesichtsausdruck ihrer Mutter ließ keinen Zweifel an der Ernsthaftigkeit der Drohung. Sie verschränkte die Arme vor der Brust und schmolte.

Der Wagen bog in die Rödelheimer Landstraße ein und fuhr an Feldern und Wiesen

vorbei, über denen grauer Dunst lag. Ab und zu sahen sie einen Reiter oder ein Fuhrwerk, ansonsten war die Straße leer. Das gleichmäßige Rumpeln der Räder machte müde. Victoria schloss die Augen. Sie hatte gehofft, Richard am Morgen sprechen zu können, aber als sie aufgewacht war, war er schon fort gewesen. Auch ihr Vater hatte es vorgezogen, ihr aus dem Weg zu gehen und sich Frühstück und Mittagessen aufs Zimmer bringen lassen. Und er tat gut daran. Er hatte kein Recht gehabt, seinen Schwiegersohn wie einen dummen Jungen zu disziplinieren, nur weil er nicht rechtzeitig zu Floras Geburtstagsessen heimgekommen war. Andererseits hatte Rudolf Könitz erkennbar einige Gläser Rießler zu viel genossen, und es wäre für Richard ein Leichtes gewesen, die Situation durch eine humorvolle Bemerkung zu entschärfen. Stattdessen hatte er Öl ins Feuer gegossen.

»Wenn ich Dieben künftig den Weg zu deiner wohlgehüteten Geldschatulle weise, statt sie zu verhaften, werde ich meinen Dienst sicherlich zeitiger beenden können, verehrtester Schwiegervater.«

»Das würde ich mir überlegen, mein Lieber«, entgegnete Rudolf Könitz lächelnd. »Denn ohne meine wohlgehütete Schatulle müsstest du mit deiner Familie ziemlich bald ins Ostend ziehen.«

Die Gespräche am Tisch verstummten. Richard stand auf und ging.

»Bleib sitzen!«, sagte Victoria, als Flora ihrem Vater folgen wollte. »Tessa! Bitte tragen Sie das Dessert auf.«

»Jawohl, gnädige Frau.«

Victoria tupfte sich mit der Serviette den Mund ab. »Ihr entschuldigt mich für einen Moment?«

Sie fand Richard in seinem Schlafzimmer. Er sah auf die Straße und den nächtlichen Main hinaus. Victoria ging zu ihm. »Vater ist betrunken. Er weiß nicht, was er sagt.«

»Er weiß es nur zu gut.«

»Flora wartet seit Stunden auf dich.«

Richard drehte sich zu ihr um. Sein Gesicht war angespannt und blass. »Ich lasse mich vor Gästen nicht derart beleidigen!«

Sie berührte seinen Arm. »Es ist doch nur die Familie da.«

»Du meinst, das macht es besser?«

»Vater ist ein alter Mann.«

»Das ist keine Entschuldigung.«

»Warum kommst du auch so spät?«

»Das Gesindel in dieser Stadt kümmert es herzlich wenig, ob meine Tochter heute Geburtstag hat!«

»Du tust, als wärst du der einzige Polizeibeamte in ganz Frankfurt!«, erwiderte Victoria verärgert.

Er ging an ihr vorbei und läutete nach einem Dienstmädchen. Louise kam herein.

»Bringen Sie mir bitte meinen Mantel.«

Louise nickte.

»Was hast du vor?«, fragte Victoria.

»Ich gehe aus.«

»Am Geburtstag deiner Tochter? Das ist nicht dein Ernst.«

»Ich hatte dich gebeten, im kleinen Kreis zu feiern.«

»Marias Familie, David und Vater – noch kleiner geht es ja wohl kaum! Nicht mal Floras Freundinnen sind eingeladen.«

»Wenn du Bankette liebst, hättest du keinen Beamten heiraten dürfen.«

Victoria schossen Tränen in die Augen. »Du bist gemein – und ungerecht dazu!«

Louise kam mit dem Mantel. Richard nahm ihn ihr aus der Hand. »Der größte Fehler, den ich in meinem Leben begangen habe, war, in dieses Haus zu ziehen«, sagte er und ging.

»Wollen Sie sich ein wenig frisch machen?«, fragte Louise.

Victoria wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. »Ich glaube, es könnte nichts schaden, oder?«

Als sie in den Salon zurückkam, war auch ihr Vater verschwunden. Sie wusste nicht, auf

welchen der beiden Männer sie wütender sein sollte. »Richard lässt sich entschuldigen. Er fühlt sich nicht wohl«, sagte sie lächelnd und setzte sich.

Die Enttäuschung in Floras Gesicht tat weh. »Morgen Abend hat er bestimmt Zeit für dich, Liebes.«

»Tja, diese Preußen«, bemerkte Victorias Schwager. »Ein falsches Wort, und schon fühlen sie sich in ihrer Ehre gekränkt.«

»Du hast kein Recht, so über Papa zu reden, Onkel Theodor!«, sagte Flora empört.

Theodor Hortacker grinste. »Das war ein Scherz, du Dummerchen.«

»Ich bin kein Dummerchen!«

Die jüngere der beiden Hortacker-Töchter kicherte.

»Adina!«, sagte Maria. Die pummelige Vierzehnjährige wurde rot und starrte auf ihren Dessertteller.

Maria Hortacker zupfte am Ärmel ihres aufwendig gearbeiteten Kleides, das sich über ihrer drallen Figur spannte, und führte mit gezielter Geste ein Löffelchen Schokoladenmousse zum Mund. »Deine Nachspeise ist exzellent, Schwester. Schade nur, dass deinem Mann diese Köstlichkeit entgeht.« Der dezente Hinweis auf Richards Etikettebruch machte Victoria noch zorniger als sie ohnehin schon war.

»Keine Sorge, meine Liebe«, sagte sie. »Ich habe ein Schälchen zurückstellen lassen. Du kannst also ohne Bedenken eine weitere Portion essen.«

Beleidigt schob Maria den halbvollen Teller von sich.

»Hast du dir denn schon einen Namen für deinen Hund überlegt?«, fragte David Könitz seine Nichte.

Flora schüttelte den Kopf. »Weißt du nicht einen?«

Er sah zu dem Klavier, das neben dem Durchgang zum Herrenzimmer stand. »Mit etwas Musik würden mir bestimmt ein halbes Dutzend einfallen.«

Flora sprang auf. »O fein! Ich spiele dir etwas auf meinem neuen Piano vor! Was möchtest du hören, Onkel David? Schubert? Beethoven?«

»Ich lasse mich überraschen.«

Victoria nickte ihrem Bruder dankbar zu. Flora stimmte eine Sonate an.

»Mama, aufwachen! Wir sind da!«

Victoria schrak zusammen. Ihr Rücken schmerzte, und ihre Finger waren trotz der gefütterten Handschuhe eiskalt. Der Wagen fuhr durch einen Torbogen in eine gekiesete Einfahrt und hielt vor einem Gehöft, das aus einem Wohnhaus und mehreren Nebengebäuden bestand. Der Kutscher öffnete den Schlag. Neben ihm stand ein Mann mit Schnauzbart und einer Fellmütze auf dem Kopf. Er hatte einen geflickten Reitdress an, der vor Nässe triefte.

»Ich hoffe, Sie hatten eine angenehme Reise?«, sagte er und half Victoria aus dem Wagen.

»Wenn ich ehrlich bin: Es ist zu kalt zum Ausfahren«, entgegnete sie.

Flora sprang aus der Kutsche. »Sterbenslangweilig war's. Wo sind die Hündchen?«

»Flora, bitte!«, mahnte Victoria.

Der Mann lachte. »Was hältst du davon, wenn wir vorher deine Mitreisenden aussteigen lassen, kleines Fräulein?«

»Ich bin schon zwölf!«, sagte Flora empört.

Er nahm ihre Hand und deutete einen Kuss an. »Wenn Sie bitte vielmals entschuldigen, Gnädigste? Ich bin schon vierzig.«

Flora kicherte. »Ich heiße Flora Henriette Biddling, und du darfst ruhig du zu mir sagen.«

»Gestatten: Karl Emanuel Hopf«, sagte der Mann.

Victoria war so überrascht, dass sie sogar vergaß, ihre Tochter wegen der unangemessenen Anrede zu disziplinieren. Dieser nachlässig gekleidete, nach Pferdestall riechende Mensch konnte doch unmöglich der Hundezüchter sein, von dem Maria in den höchsten

Tönen geschwärmt hatte? Er reichte Vicki, dann Tessa die Hand, um ihnen beim Aussteigen behilflich zu sein. Victoria entging weder der bewundernde Blick, mit dem er ihre Älteste bedachte, noch die distanzierte Miene ihrer Tochter, die sie immer dann aufsetzte, wenn ihr etwas gründlich missfiel.

Karl Hopf deutete eine Verbeugung an. »Nach den Berichten Ihrer Tante freue ich mich sehr, Sie persönlich kennenzulernen, Fräulein Biddling.«

»Vielen Dank für die Einladung«, sagte Vicki steif.

»Warum bist du so nass?«, wollte Flora wissen.

Karl Hopf sah Victoria an. »Ich bitte, meinen unpassenden Aufzug zu entschuldigen. Ich hatte Sie erst in einer Stunde erwartet.«

»Meine Schwester hat mir ausdrücklich zugesagt, unsere Ankunftszeit zu telegrafieren!«, sagte Victoria ärgerlich.

Hopf lächelte. »Die gute Maria scheint vergesslich zu werden.«

Er wies dem Kutscher den Weg und bat seine Besucher, ihm ins Haus zu folgen. »Ich wette, mit einer Tasse heißer Schokolade im Bauch wird dir Malvida umso besser gefallen«, sagte er zu Flora, die sehnsüchtig zu den Ställen sah.

»Wer ist denn Malvida?«

Er zog seine Mütze vom Kopf und tat, als suchte er etwas darin. »*Geläng' es mir, des Weltalls Grund,/Somit auch meinen, auszusagen,/So könnt' ich auch zur selben Stund/Mich selbst auf meinen Armen tragen.*«

Flora zog einen Schmollmund. »Das ist doch keine Antwort auf meine Frage.«

Victoria sah ihn verblüfft an. »Sie kennen Grillparzer?«

»Sieh an. Sie kennen ihn auch«, gab er schmunzelnd zurück.

»Trauen Sie Frauen etwa keine literarische Lektüre zu?«

»Hätten Sie Ihre Eingangsfrage auch gestellt, wenn ich einen Cutaway trüge?«

»Mir ist kalt«, nörgelte Flora.

»Oh, Verzeihung! Wie unhöflich von mir.« Hopf klopfte gegen die Tür. Ein blasses Mädchen öffnete. »Bitte führe die Damen in den Salon, Briddy. Ich komme gleich nach.«

Das Mädchen nahm Hüte, Schals und Mäntel entgegen. Der Salon lag am jenseitigen Ende der düsteren Diele und war im Vergleich zu den Räumlichkeiten im Könitzschen Stadtpalais bescheiden, sowohl was seine Größe, als auch, was die Möblierung anging: ein Tisch, ein grünes Sofa mit passenden Polsterstühlen, ein einfach gearbeitetes Buffet und zwei Korbsessel vor einem aus Backstein gemauerten Kamin. Es gab keine Büsten, keine Nippfiguren, keinen Blumenschmuck, nicht einmal Bilder an den Wänden. Die vier gerahmten Fotografien auf dem Kaminsims fielen daher um so mehr ins Auge.

Vicki und Flora setzten sich, Tessa blieb stehen. Victoria hielt ihre Hände über das Feuer. Verstoßen betrachtete sie die Fotos: das Portrait eines älteren Mannes, das Bildnis einer jungen Frau, ein Säugling im Taufkleid und schließlich, ein wenig abgerückt von den anderen, eine etwa vierzigjährige Frau, die neben einem blumengeschmückten Tischchen stand. Der Haartracht und dem altmodischen Kleid nach zu urteilen, handelte es sich um eine Aufnahme aus den siebziger oder achtziger Jahren.

Briddy brachte die Schokolade. »Möchten Sie auch eine Tasse, gnädige Frau?«

Victoria schüttelte den Kopf. Die Frau auf dem Foto sah noch sehr freundlich aus. Ob der Säugling zu ihr gehörte?

»Meine Familie«, sagte Karl Hopf von der Tür her. Victoria hatte Mühe, ihre Überraschung zu verbergen: Statt der Stallkleidung trug er einen dunkelblauen Tagesanzug, eine farblich passende Weste und ein Hemd mit Langbinder. Es war, als stünde ein anderer Mensch vor ihr.

»Ich vermute, jetzt nehmen Sie mir auch Grillparzer ab?«, sagte er lächelnd.

Flora stand auf. »Kann ich bitte endlich die Hündchen sehen?«

»Aber sicher. Malvida wartet schon.« Er klingelte, und kurz darauf kam ein Junge mit einer Holzkiste herein. Vorsichtig stellte er sie auf den Boden.

»Du darfst den Deckel abnehmen, aber vorsichtig. Sonst erschreckt sie sich.«

»Mama! Schau doch, wie niedlich!«

Victoria sah neugierig in die mit Stroh ausgelegte Kiste. Der kleine Hund hatte ein honigfarbenes Gesicht, Hängeohren und ein seidiges Fell. Als Flora ihn anfassen wollte, verkroch er sich in eine Ecke.

»Malvida wird ein Weilchen brauchen, bis sie sich an dich gewöhnt hat«, sagte Karl Hopf. »Aber ich bin sicher, sie wird ihrer Namensvetterin recht bald alle Ehre machen.«

»Und wer ist ihre Namensvetterin?«

Hopf sah Victoria an. »Malvida Freiin von Meysenbug, eine aufmüpfige, schriftstellende Dame, die es verdient, nicht vergessen zu werden. Sie starb im vergangenen Jahr.«

Victoria lachte. »Und da lassen Sie sie ausgerechnet in einem Hund weiterleben?«

»Nicht der Körper, die Seele ist es, was zählt«, sagte er ernst und legte den Deckel wieder auf die Kiste.

»Ich hätte sie so gern gestreichelt«, klagte Flora.

Hopf zeigte auf den Jungen. »Weißt du was? Benno stellt dir Malvidas Familie vor. Möchtest du?«

»O ja! Kommst du mit, Vicki?«

Sie nickte, aber Victoria sah ihr an, dass sie alles andere lieber tun würde, als mit ihrem maßgeschneiderten Kleid in einem Hundestall herumzulaufen. Als sie gegangen waren, kam Briddy herein. Sie wirkte noch blasser. Tessa erbot sich, ihr mit dem Geschirr zu helfen.

Karl Hopf trug die Kiste in die Nähe des Kamins, nahm den Deckel ab, streichelte den Welpen und sprach beruhigend auf ihn ein.

»Welche Rassen züchten Sie?«, fragte Victoria.

»St.-Bernhardhunde in der Hauptsache, Seiden- und Wachtelhunde in der Nebensache. Die Frankfurter Damenwelt ist ganz verückt nach meinen Chins.«

»Meine Schwester aber sicherlich nicht.«

»Nein. Die gute Maria mag keine Hunde.« Er schloss die Kiste. »Sie ist ein außergewöhnlicher Mensch.« Er sagte es ohne jeden Hintersinn, und Victoria fragte sich, was ein Hundezüchter an einer Frau fand, die keine Hunde mochte, alles andere als Liebreiz ausstrahlte und noch dazu ständig über Mode und übers Essen redete.

»Ich lernte Ihre Schwester übrigens im Haus Ihrer Schwägerin, Gräfin von Tennitz, kennen.«

»Ah«, sagte Victoria.

»Sie haben nicht das beste Verhältnis zu ihr, oder?«

»Zu wem? Maria oder Cornelia?«

»Sowohl als auch.«

Victoria errötete. »Nun, wir verstehen uns recht gut.«

Er lachte. Es war ein herzliches, warmes Lachen. »Ich nehme an, Sie haben Ihre Schwester zum Teufel gewünscht, als Sie von ihrem Geschenk erfuhren.«

»Nein, wirklich nicht. Malvida ist sehr hübsch.«

Er blieb vor ihr stehen. »Sie sind Maria kein bisschen ähnlich.« Er strich über den Pelzbesatz ihres Kleides. »Oder doch?«

Victoria fehlten die Worte. Seine Augen waren von einem Grün, wie sie es noch nie gesehen hatte. Er berührte ihr Haar. »Sie sehen nicht glücklich aus.«

Victoria zeigte auf die Fotografien. »Ihre Frau ist sehr jung. Oder ist es eine Verwandte?«

Sein Lächeln erstarb. »Mein Vater, mein Sohn, meine Frau«, zählte er mit tonloser Stimme auf. »Und meine Mutter. Als sie so alt war wie ich. Sie lebt in Offenbach.«

»Und die anderen?«

Er sah sie an. »Memento mori. Neunzehnter April 1895, erster April 1896, achtundzwanzigster November 1902.«

»Wollen Sie damit sagen, sie sind alle tot?« Er nickte. Victoria konnte seinem Blick nicht standhalten. »Bitte verzeihen Sie.« Sie wünschte, ihre Töchter kämen zurück. Oder Tessa. Oder die bleichgesichtige Briddy.

»Wollen Sie wissen, woran sie gestorben sind? Mein Vater an Influenza, mein Sohn an Kiefervereiterung. Und Josefa ...« Er nahm die Fotografie und strich mit den Fingerspitzen darüber. Die zärtliche Geste stand in auffallendem Missverhältnis zu seinem feindseligen Gesichtsausdruck. »Man sagt, ich hätte sie umgebracht.«

Victoria wagte nicht zu fragen, wer das behauptete, und warum.

Er stellte das Foto zurück. »Warum fragen Sie nicht, ob ich es getan habe?«

Sie versuchte ein Lächeln. »Nun – haben Sie?«

»Was wäre, wenn ich Ja sagte?«

»Ich würde es nicht glauben.«

»Warum?«

»Sie sehen nicht wie ein Mörder aus.«

Sein Gesicht entspannte sich. »Wie müsste ich denn aussehen, dass Sie mir eine solche Tat zutrauten?«

»Woran ist sie gestorben?«

Er legte ein Scheit Holz ins Feuer. »Die Sektion ergab, dass sie an einem Geschwür am Zwölffingerdarm litt.«

Victoria lächelte. »Ich hatte also recht.«

»Womit?«

»Dass Sie nicht wie ein Mörder aussehen.«

»Und deshalb keiner sein kann? Für diese Deduktion bekämen Sie in der Baker Street aber ein entschiedenes Kontra, gnädige Frau.«

»Bitte?«, fragte sie verblüfft.

»Es läuft der scharlachrote Faden des Mordes durch das farblose Gewebe des Lebens, und es ist unsere Pflicht, ihn herauszulösen

und zu isolieren und jedes Stückchen bloßzulegen. Maria hat mir verraten, dass Sie ein Bewunderer von Sherlock Holmes sind.«

Sie sah ihn wütend an. »Gibt es etwas, das meine geschwätzige Schwester nicht ausgeplaudert hat?«

»Sie tun ihr unrecht. Maria ist diskret, was familiäre Angelegenheiten angeht. Aber als ich ihr erzählte, dass ich so neugierig auf Holmes' Wiederauferstehung war, dass ich mir sogar die *Collier's Weekly* aus England habe schicken lassen, hat sie gesagt, dass Sie den guten Dr. Doyle wegen Holmes' unrühmlichem Ende am liebsten höchstselbst die Reichenbachfälle hinabgejagt hätten.«

»Das ist Jahre her.«

»Soll das heißen, es interessiert Sie nicht, was aus dem großen Detektiv geworden ist?«

»Richtig.«

»Wenn Sie mögen, leihe ich Ihnen *The Adventure of the Empty House* zur Lektüre aus. Wenn Sie mir bitte in die Bibliothek folgen wollen?« Ohne ihre Antwort abzuwarten, ging er zur Tür.

Victoria blieb am Kamin stehen. »Ich schätze es nicht, wenn man über mich verfügt!«

Er sah sie mit einem zerknirschten Gesichtsausdruck an. »Ich bitte höflichst um Verzeihung für meine Konduite, gnädige Frau. Wir haben selten Gäste in diesem Haus, deshalb bin ich in Dingen der Etikette ein wenig ungeübt.« Er zog einen Stuhl zurück und verneigte sich. »Sicherlich sind Sie nach der anstrengenden Reise müde. Darf ich Ihnen einen Platz anbieten? Ich lasse sofort eine Erfrischung bringen.«

Victoria schmunzelte. »Sie sind ein lausiger Schauspieler, Herr Hopf. Und jetzt zeigen Sie mir Ihre Büchersammlung!«

Sie gingen in den ersten Stock hinauf. Das Treppenhaus war noch schummriger als die Diele und eiskalt. Ausgestopfte Vögel starteten sie aus dem Halbdunkel an wie Räuber bei einem Überfall.

Die Bibliothek lag über dem Salon. Hopf ließ Victoria vorausgehen. Überrascht sah sie sich um: Der Raum war hell und anheimelnd und passte überhaupt nicht in dieses düstere Haus. In einem Kamin flackerte ein Feuer, davor gruppierten sich Sessel und ein Tisch, auf dem Bücher und Zeitungen lagen. Der Boden war mit bunten Teppichen belegt, an den Wänden standen Bücherschränke. In einem zweiteiligen Ahornholzmöbel, dessen Oberteil von vier Kugeln getragen wurde, waren exotisch anmutende Masken ausgestellt. Daneben befand sich, teils durch einen Paravent verdeckt, ein Holzvertäfelter Durchgang.

»Die Bibliothek ist mein Lieblingszimmer«, sagte Hopf. »Ich könnte ganze Tage zwischen Büchern verbringen.«

»Ich auch«, sagte Victoria.

Während er die Zeitungen durchsah, studierte sie den Inhalt der Bücherschränke: *Die Hundezucht im Lichte der Darwinschen Theorie*, *Katechismus der Hunderassen*, *Damen- und kleine Luxushunde*; Lexika, Werke von Goethe und Schiller, eine Gesamtausgabe von Grillparzers Dramen, Lutz' Kriminal- und Detektivromane Band eins bis zwölf, dazwischen die zweibändige englischsprachige Ausgabe der Leipziger Tauchnitz Edition *The Memoirs of Sherlock Holmes*. Victoria widerstand dem Verlangen, einen Band herauszunehmen, und ging zum nächsten Schrank. »Studieren Sie nebenbei Medizin?«, fragte sie.

Er legte die Zeitungen beiseite und kam zu ihr. »Nein. Warum?«

»*Geschichte der Heilkunde*, *Handbuch der gerichtlichen Medizin*, *Lehrbuch der praktischen Toxikologie*, *Dictionnaire de médecine* – ein ungewöhnlicher Lesestoff für einen Hundezüchter, oder?«

»Ich bin ausgebildeter Drogist.«

»Oh.«

»Ist das so ein außergewöhnlicher Beruf?«, fragte er amüsiert.

Victoria ärgerte sich, dass es ihm schon wieder gelungen war, sie verlegen zu machen.

Sie zeigte auf die beiden Bände *Handbuch der gerichtlichen Medizin*. »Früher gehörten Caspers Ausführungen über Leichenerscheinungen zu meiner bevorzugten, allerdings heimlich genossenen Lektüre.«

»Ach ja?«

»Das ist mehr als zwanzig Jahre her. Mein Onkel war Arzt und besaß eine gut sortierte Bibliothek.«

Hopf lachte. »Ich nehme an, Ihre Eltern hatten es nicht leicht mit Ihnen.«

Sie sah zum Kamin. »Sie wollten mir die neueste Geschichte von Sherlock Holmes zeigen.«

Flora stürmte herein. »Malvida hat noch drei Schwestern!«

»Flora, bitte! Wie oft muss ich dir noch sagen, dass du anklopfen sollst, bevor du ein fremdes Zimmer betrittst«, sagte Victoria.

»Oh. Entschuldigung.«

»Schon gut«, beschwichtigte Karl Hopf.

»Wo ist denn Vicki?«, fragte Victoria.

»Ihr Dienstmädchen und Ihre Tochter warten im Salon«, sagte Briddy, die Flora gefolgt war.

Flora strahlte Karl Hopf an. »Benno sagt, du kannst mit einem Säbelschlag einen ganzen Hammel durchhauen!«

»Benno erzählt viel.«

»Aber ich hab den Säbel gesehen. Und deine Degen auch! Und das Zimmer, wo du übst.«

»Das ist kein Zimmer, sondern ein Fechtboden«, erklärte Karl Hopf lächelnd.

Flora betrachtete die Masken in dem Ahornholzschränkchen. »Und was sind das für komische Dinger?«

»Reiseandenken aus Marokko und Indien.«

»Sie waren in Indien?«, fragte Victoria überrascht.

»Unter anderem, ja.«

»Mein ältester Bruder lebt seit vielen Jahren in Poona.«

»Ich weiß. Ihre Schwester erwähnte es.«

Victoria unterdrückte die bissige Erwiderung, die ihr auf der Zunge lag. Die Bezie-

hung zwischen diesem Hundezüchter und ihrer Schwester ging sie nichts an. Sie war hier, um einen Hund abzuholen. Punktum.

Flora inspizierte noch immer die Masken.

»Und was machst du damit?«

Karl Hopf grinste. »Bei Vollmond kleine Kinder erschrecken.«

»Ich bin kein kleines Kind!«

»Habe ich das denn behauptet?«

Flora zeigte auf den Paravent. »Und wo geht's da hin?«

»Ins Spiegelzimmer.«

»Und was ist da drin?«

»Was glaubst du denn, was darin ist?«

»Ich schau einfach nach.« Sie verschwand hinter dem Wandschirm, kam aber sofort zurück. »Die Tür ist abgeschlossen. Gibst du mir den Schlüssel?«

Er lächelte. »Ein anderes Mal.«

»Wann?«

»Wenn ihr mich wieder besuchen kommt.«

»Versprichst du's?«

»Ja.«

»Du musst es mir schwören. Bei allem, was dir lieb ist!«

Er hob seine rechte Hand. »Ich gelobe bei allem, was mir in meinem Leben lieb und teuer ist, Fräulein Flora Henriette Biddling bei ihrem nächsten Besuch das streng gehütete Geheimnis des Spiegelzimmers zu offenbaren. Zufrieden?«

»Kannst du mir ein klitzekleines bisschen von dem Geheimnis nicht schon heute verraten? Bitte.«

»Hast du nicht gehört, was Herr Hopf gesagt hat?«, fragte Victoria gereizt. »Wir gehen jetzt hinunter in den Salon. Deine Schwester wartet.«

»Fein. Ich erzähle ihr, dass wir bald wiederkommen!« Flora rannte aus dem Zimmer; Briddy folgte kopfschüttelnd.

»Ich möchte mich für das Verhalten meiner Tochter entschuldigen«, sagte Victoria, als sie mit Hopf die Bibliothek verließ.

»Ach was.«

»Ich finde es nicht richtig, dass Sie ihr erlauben, Sie zu duzen.«

»Warum?«

»Es ist ungehörig.«

Er lächelte. »Manchmal sind Kinder ihren Eltern ähnlicher, als es ihnen lieb ist.«

»Ich glaube nicht, dass ich das mit Ihnen erörtern will.«

»Und warum nicht?«, fragte er freundlich.

»Es geht Sie nichts an!«

»In Indien gibt es das Sprichwort: Geduld verlieren heißt Würde verlieren.«

Victoria sah ihn ungehalten an. »Was hat Ihnen Maria alles über mich erzählt?«

»So viele nette Dinge, dass ich neugierig darauf war, Sie kennenzulernen. Die Idee mit dem Hund stammt von mir.«

»Sie haben vergessen, mir Doyles Geschichte zu geben.«

»Ein Grund mehr, bald wiederzukommen.« Er nahm ihre Hand und küsste sie. »Ich würde mich sehr freuen.«

Sein Blick ließ sie unsicher werden. Sie zog ihre Hand weg und ging voraus. Was bildete er sich ein? Sie war eine verheiratete Frau und kein junges Mädchen, das es zu erobern galt! Aber seine Bewunderung tat trotzdem gut.

»Ich schlage vor, ich lasse Kaffee bringen, und Sie fragen, was immer Sie möchten«, sagte er, als sie in den Salon gingen.

»Ich wüsste nicht, was ich Sie fragen sollte, Herr Hopf.«

Er lächelte. »Vielleicht, was Maria sonst noch erzählt hat?«

Als sie das Haus verließen, war der Regen in Schnee übergegangen, den der Wind als weiße Tupfen auf Hüte, Haare und Mäntel trieb. Vicki hielt sich schützend ihren Schal vors Gesicht. Karl Hopf trug die Kiste mit Malvida zum Wagen und half dem Kutscher beim Verstauen.

»Ist es ihr auch bestimmt nicht zu kalt da drin?«, fragte Flora.

»Zieh endlich deine Handschuhe an!«, mahnte Victoria.

Flora streckte Hopf ihre unbehandschuhte Hand hin. »Nächste Woche kommen wir wieder.«

Hopf sah Victoria an. »Das wäre schön.«

»Auf Wiedersehen«, sagte Vicki förmlich. Sie stieg hinter Tessa in den Wagen, ohne seine Hilfe anzunehmen.

»Das nächste Mal darf ich um ein wenig mehr Freundlichkeit bitten«, sagte Victoria zu Vicki, als sie aus dem Hof fuhren.

»Ich mag ihn nicht.«

»Das ist kein Grund, sich unhöflich zu benehmen.«

»Ich weiß nicht, was du hast«, sagte Flora. »Karl ist doch nett.«

»Er hat mich ungehörig angestarrt!«

»Mama hat er aber viel mehr angestarrt als dich«, sagte Flora.

Victoria schoss das Blut zu Kopf. Vicki verzog das Gesicht. »Er hat Manieren wie ein Sachsenhäuser Gassenkehrer.«

Flora lachte. »Du bist ja bloß neidisch.«

»Hör auf, solchen Blödsinn zu reden!«

Victoria sah ihre Älteste überrascht an. Gefühlsausbrüche war sie von ihr nicht gewöhnt. »Ich bin sicher, dass Herr Hopf dir keinesfalls zu nahe treten wollte.«

»Ja, bestimmt«, lenkte Vicki ein. »Ich habe mich ungebührlich verhalten und entschuldige mich, Mutter.«

Ihr Gesicht verriet keine Regung. Victoria hätte viel darum gegeben, ihre Gedanken lesen zu können. Sie sah aus dem Fenster. Der Schnee schien über die Felder zu tanzen, und für einen Moment glaubte sie, Karl Hopfs grüne Augen schauten sie aus dem Zwielficht an.

Es war dunkel, als sie in Frankfurt ankamen. Der Kutscher piffte nach einem Burschen. Ein schlaksiger Junge brachte eine Lampe und half beim Aussteigen. Victoria bat ihn, die Kiste mit Malvida ins Haus zu tragen.

»Haben Sie's schon gehört?«, fragte er.

»Was denn?«

»Na, der Mord, gnädige Frau!«

»Welcher Mord?«

»Heut' Mittag auf der Zeil. Beraubt und erschlagen, sagen die Leut'«. Er schüttelte sich. »Da kriegt man Angst, wenn man bloß drüber redet.« Er nahm die Kiste und ging voraus.

Louise öffnete ihnen die Tür. »Stellen Sie sich vor, Herr Lichtenstein ist ermordet worden!«, sagte sie statt einer Begrüßung. »Am helllichten Tag. Mitten in der Stadt!«

»Um Gottes willen!«, rief Victoria.

»Ist das der Mann, bei dem wir mein Piano gekauft haben?«, fragte Flora.

»Wir gehen nach oben, Florchen«, bestimmte Vicki, aber Flora schüttelte den Kopf.

»Die Leut' sagen, man hat ihm den Schädel gespalten«, bemerkte der Junge.

»Aber warum denn? Er war doch so nett«, meinte Flora traurig.

»Die Leut' sagen, das Blut ist überall hingespitzt.«

»Spare dir die Details gefälligst für deinesgleichen auf!«, fuhr Victoria ihn an.

Der junge Bursche zog den Kopf zwischen die Schultern. »Jawohl, gnädige Frau. Wohin soll ich die Kiste bitte bringen?«

»In den blauen Salon. Weiß man denn schon, wer es war?«, wandte sie sich an Louise.

Die Zofe schüttelte den Kopf. »Es soll mehrere Verhaftungen gegeben haben. Die ganze Stadt ist in Aufruhr. Und überall Polizei.«

»Dann ist Papa noch gar nicht da?«, fragte Flora enttäuscht.

Victoria strich ihr übers Haar. »Du kannst ihm dein Hündchen morgen zeigen, Liebes.«

»Ich will aber heute Abend, Mama! Bitte.«

»Malvida ist nach all der Aufregung bestimmt sehr müde. Ich bleibe auf, bis er heimkommt und erzähle ihm von ihr. Und morgen früh darfst du sie ihm vorstellen.«

»Weckst du mich auch ganz bestimmt rechtzeitig?«

»Versprochen.«

Flora wischte sich eine Träne weg. »Bei allem, was dir lieb ist?«

»Bei allem, was mir lieb ist.«

»Danke, Mama! Komm, Vicki«, wandte sie sich an ihre Schwester. »Lass uns schauen, wie es Malvida geht.«

»Du bist ein rechter Quälgeist, Florchen«, sagte Vicki, aber es klang alles andere als böse. Hand in Hand liefen sie die Treppe nach oben.

Nachdenklich folgte Victoria ihnen. *Karl Hopf ist ein faszinierender Mensch – und Mann.* Ausnahmsweise war sie mit ihrer Schwester einer Meinung.

Frankfurter Zeitung

(Frankfurter Handelszeitung.) und Handelsblatt. (Eine Frankfurter Zeitung.)

ABENDBLATT, Freitag, 26. Februar 1904

Frankfurter Angelegenheiten.

Raubmord auf der Zeil. Im letzten Raum des geräumigen vierteiligen Pianofortelagers lag die Leiche vor einem Bechsteinflügel. Um den Hals war ein Strick acht bis zehn Mal geschnürt, so daß gleichzeitig Totschlag

und Erdrosselung vorliegt. Die Angehörigen, die Palmengartenstraße 4 wohnen, wurden telephonisch benachrichtigt. Der Ermordete stand in den fünfziger Jahren und erfreute sich allgemeinen Ansehens. Ein

Berichterstatter meldet noch: Es ist noch nicht festgestellt, was geraubt ist. Man nimmt an, daß die Bluttat von mindestens zwei Personen verübt worden ist. Die Verbrecher sind vermutlich auch mit Blut bespritzt gewesen.

Wolff's telegr. Corresp.-Bureau: Der Krieg in Ostasien entbehrt noch immer entscheidender Schläge, und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß das Ringen noch recht lange dauert.

Anzeige

Es ist ein Unterschied, ob 65 oder 72 Tasten an dem Klavierspiel-Apparat funktionieren. Die Phonola hat 72 Töne und gestattet, alle Komponisten in der Originalausgabe zu spielen, was nur für sie allein zutrifft. Die Phonola wird an den Flügel oder das Klavier angelehnt.

**Preis Mk 850.-
Luxusmodell Mk 1100.-**

Verlangen Sie die Broschüre „Die Phonola“ von Ludwig Hupfeld, Leipzig, Berlin W., Leipziger Str. 106 pt. u. I. Et.

**General-Depot für Frankfurt a. M.:
L. Lichtenstein und Co., Zeil 69**



Kapitel 03

Polizeirat Franck hatte graues, über der Stirn lichtetes Haar, und man sah ihm an, dass er gute Mahlzeiten zu schätzen wusste. Am wohlsten fühlte er sich, wenn die Dinge in ruhigen Bahnen liefen, wenn alles seine Ordnung hatte. Er war in Berlin geboren und aufgewachsen, aber er hatte nichts Preußisches an sich. Als ihm der Mord an Lichtenstein gemeldet wurde, war er im Begriff, zu Tisch zu gehen, und bevor er irgendeine Entscheidung treffen konnte, brach um ihn herum jene Hektik aus, die er verabscheute, weil sie ihm keinen Raum für klare Gedanken ließ. Er verfügte die Überwachung der Bahnhofe und beauftragte seinen Bürogehilfen, alle im Haus befindlichen Kriminalbeamten in sein Büro zu rufen.

Zehn Minuten später hielt er eine Besprechung ab und beorderte die Kommissare Biddling und Beck zum Tatort. Er informierte den Vertreter des Polizeipräsidenten, telefonierte mit dem Ersten Staatsanwalt und ging ins Erdgeschoss hinunter, um mit dem Leiter der Schutzmannschaft zu sprechen. Danach verließ er das Präsidium, um sich ein Bild von der Lage zu machen. Der ungeliebte Termin in seinem Kalender geriet darüber in Vergessenheit.



Richard Biddling wusste, dass ihm nach Brauns Pensionierung Kommissar Beck zugeteilt werden würde. Glücklicherweise war er darüber nicht. Fachlich gab es an Beck nichts anzusetzen, aber sein Charakter erschwerte eine gedeihliche Zusammenarbeit: übertriebener Ehrgeiz, Unbeherrschtheit und Starrsinn. Hatte er sich einmal auf eine bestimmte Meinung festgelegt, war es so gut wie aussichtslos, ihn von etwas anderem zu überzeugen. Da er sich tatsächlich selten irrte, verstärkte sich sein Hang zur Rechthaberei noch.

Zwischen Polizeipräsidium und Tatort lagen gute fünfhundert Meter, die die Männer zu Fuß und schweigend zurücklegten. Für die prachtvollen Bauten auf Frankfurts mondäner Einkaufsstraße hatten sie keinen Blick. Sie passierten die Kaiserliche Oberpostdirektion, und vor ihnen tauchten die Hauptwache und der Turm der Katharinenkirche auf. Das Haus mit der Nummer 69, ein schmuckloser Geschäftsbau, lag schräg gegenüber der Wache, links von der Kirche. Ein Firmenschild mit weithin sichtbaren Lettern zog sich über die gesamte Breite des ersten Stockes: *L. Lichtenstein & Co. Pianinos. Flügel*. Auf der Straße und vor dem Haus hatten sich Schaulustige versammelt; Schutzleute versuchten vergeblich, sie zum Weitergehen zu drängen.

Irgendwie schaffte es Beck, sich einen Weg zu bahnen, und Richard ging ihm hinterher. Den Eingang bewachte ein älterer

Schutzmann, dessen Miene keinen Zweifel daran ließ, dass er von seinem Säbel Gebrauch machen würde, sollte es jemand wagen, ihm zu nahe zu kommen.

»Wo?«, fragte Beck.

Der Beamte nahm Haltung an. »Erste Etage geradeaus, Herr Kommissar!«

»Herrgott! Haben die hier kein Licht?«, schimpfte Beck im Treppenhaus. Vor den Lichtensteinschen Geschäftsräumen stand ein junger Polizeidiener mit einer Lampe in der Hand. »Dürfte ich fragen, wer Sie sind?«

»Kommissar Beck, Kommissar Biddling!«, sagte Beck.

Durch die offen stehende Tür sah Richard ins Kontor. Aus Lichtensteins Schreibpult waren die Schubladen herausgerissen. Richard dachte daran, wie er am Dienstag vor einer Woche an diesem Pult den Kaufvertrag für Floras Klavier unterzeichnet hatte. Es kam ihm vor, als wäre es gestern gewesen. Von links waren undeutlich Stimmen zu hören.

»Wer ist da drin?«, fuhr Beck den Jungen an.

»Schutzmann Heinz«, antwortete er schüchtern. »Und Dr. Meder aus der Goethestraße. Und ein paar Leute aus dem Haus, glaube ich.«

»Ach? Halten die ein Kaffeekränzchen mit der Leiche ab? Wofür stehen Sie eigentlich hier herum?«

»Ich bitte höflichst um Verzeihung, Herr Kommissar, aber Schutzmann Heinz hat gesagt ...«

»Das klären wir später«, unterbrach Richard. Becks Gehabe ging ihm auf die Nerven. Obwohl er natürlich im Recht war. An einem Tatort hatten Zuschauer nichts verloren. Die Stimmen kamen aus dem vorletzten Lagerraum, einem fensterlosen Schlauch, vollgestellt mit Klavieren aller Art und durch Gaslicht notdürftig erleuchtet. Im Halbdunkel sah Richard sechs Männer miteinander diskutieren. Einer davon trug Uniform.

»Könnten Sie mir verraten, was Sie hier tun?«, fragte Beck.

Der Uniformierte salutierte. Er stellte sich als Schutzmann Heinz vor und erklärte, dass es sich bei den Männern um wichtige Zeugen handle, deren Verbleib vor Ort er bis zum Eintreffen der Kriminalbeamten verfügt habe.

»Mhm«, sagte Beck. »Ich sehe mir jetzt den Tatort an, und Kommissar Biddling wird Sie eingehend zur Sache befragen.«

Richard spürte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg, aber er zwang sich, ruhig zu bleiben. Es war nicht der richtige Ort, Führungskompetenzen zu erörtern. Er sah Schutzmann Heinz an. »Gibt es im Haus einen Raum, in dem sich die Herren bis zur Befragung aufhalten können?«

»Ich wohne in der Dachetage«, sagte einer der Männer. Er stützte sich auf einen Stock, und seine Stimme zitterte vor Nervosität. »Wenn Sie nichts dagegen haben, könnten wir dort warten.«

»Einverstanden«, sagte Richard. »Herr Heinz – Sie begleiten die Männer in die Wohnung von Herrn ...?«

»Neander«, stellte sich der Mann vor.

»Dr. Meder?«, wandte sich Richard an einen korpulenten Mann, der eine Arzttasche in der Hand hielt. Er nickte. »Sie kommen bitte mit uns mit.« Kommissar Beck verzog das Gesicht, sagte aber nichts.

Die beiden Kriminalbeamten und der Arzt gingen in den vierten und größten Lagerraum. An den Wänden standen Klaviere und Flügel, dazwischen befand sich ein schmaler Gang. Durch das Fenster konnte Richard die Katharinenkirche sehen. Es kam so wenig Licht herein, dass man die Gasbeleuchtung eingeschaltet hatte, aber selbst das reichte nicht, um den gesamten Raum zu erhellen.

»Er liegt bei dem Flügel am Kamin«, sagte Dr. Meder. »Und ist entsetzlich zugerichtet.«

Richard ging voraus. Vor dem Bechsteinflügel, den Flora unbedingt haben wollen, breitete sich eine Blutlache aus. Hermann Lichtenstein lag seitlich davon, die Füße übereinandergeschlagen, um den Hals

ein Seil, das Gesicht abgewandt. Sein Hemd war zerrissen, die Hosentaschen waren nach außen gestülpt. Beck stellte die Lampe auf dem Flügel ab. Auf dem Holz schimmerte Blut. Einer der beiden Kerzenhalter war abgebrochen.

»Letzte Woche war er noch ganz«, sagte Richard.

Beck bückte sich und betrachtete einen kleinen Schlüssel und einen Uhrenkompass, die neben einem umgestürzten Klavierhocker lagen. Er sah Dr. Meder an. »Haben Sie die Lage der Leiche verändert?«

»Als man mich rief, stand noch nicht fest, dass Herr Lichtenstein tot war. Ich musste einige Untersuchungen vornehmen.«

»Welche?«

»Das Herz pulsierte nicht mehr, und die Augenprobe blieb erfolglos; mithin war der Tod eingetreten.«

Kommissar Beck deutete auf das zerrissene Hemd. »Waren Sie das?«

»Nein«, sagte Dr. Meder.

Richard sah an dem Toten vorbei zum Fenster. »Können Sie etwas über den Todeszeitpunkt sagen, Doktor?«

»Da die Leiche trotz des großen Blutverlusts noch warm war, als ich eintraf, ist es wahrscheinlich, dass der Tod erst kurz zuvor eintrat.«

»Was keinerlei Rückschluss auf den Tatzeitpunkt zulässt«, konstatierte Beck. Er zeigte auf den Kopf des Toten. »Es sei denn, Sie sagen mir, wie lange man mit solchen Verletzungen überleben kann.«

»Ich vermute, nicht sehr lange.«

»Und was heißt das in Stunden und Minuten ausgedrückt?«

Richard fuhr mit der Hand über die Augen. Er sah sich mit Lichtenstein die neuesten Gerüchte über den Russisch-Japanischen Krieg erörtern, während Victoria und Flora Instrumente anschauten.

»Die Lage wird immer verworrener. Selbst die russische Kriegsleitung in Port Arthur

scheint nicht zu wissen, oder wenigstens tut sie so, wo die Japaner anzugreifen beabsichtigen.«

»Angeblich hat der Stellvertreter von Admiral Alexejew verlauten lassen, dass sie eine Landung in Tschingwantao vorbereiten.«

»Ich will das hier!«, sagte Flora.

»So genau kann ich mich nicht festlegen«, sagte Dr. Meder. »Aber Lichtensteins Ausläufer Herr Schick behauptet, dass er nicht einmal eine Stunde lang weg war, und daher vermute ich ...«

»Das Schlussfolgern überlassen Sie mir«, schnitt ihm Beck das Wort ab. »Wie und wo hat die Leiche gelegen, als Sie eintrafen?«

Richard bemühte sich vergeblich, dem Gespräch zu folgen. Lichtenstein lächelte. »Das ist ein Bechsteinflügel, gnädiges Fräulein.«

»Na und?«

»Ein solches Instrument ist nicht eben billig«, sagte er schmunzelnd.

»Ich möchte ihn trotzdem haben«, sagte Flora.

»Von einem Flügel war nicht die Rede«, bemerkte Richard.

»Aber Großpapa hätte bestimmt nichts dagegen.«

»Wir sollten ihn zumindest vorher fragen, Liebes«, sagte Victoria.

»Du bekommst ein Klavier oder gar nichts!«, bestimmte Richard.

Flora stiegen Tränen in die Augen. Lichtenstein zwinkerte ihr zu. »Wetten, dass ich ein Piano für dich habe, das genauso gut klingt wie ein Bechstein?«

»Und woher weiß ich, dass Sie nicht schummeln?«

Er zündete die Kerzen auf dem Flügel an und bedeutete ihr, Platz zu nehmen. »Darf ich um eine kleine Klangprobe bitten, damit wir einen adäquaten Vergleich haben?«

»Er lag in der Blutlache, mit dem Gesicht zur anderen Seite«, sagte Dr. Meder. »Ich konnte nichts mehr für ihn tun und wollte wenigstens das Seil abnehmen, aber Schutzmann Heinz hat es untersagt.«

»Na, wenigstens was.« Beck zog den Toten nach links und drehte den Kopf. »So?«

»Ja.« Dr. Meders Stimme klang plötzlich rau.

Lichtensteins Gesicht war geschwollen, die Augen starrten ins Leere. Haar und Stirn waren voller Blut, der Schädel zertrümmert. Als Richard die helle Masse sah, die daraus hervorquoll, lief er würgend zum Fenster.

Beck lachte. »Man könnte meinen, Sie hätten noch nie eine Leiche gesehen, Herr Biddling!«

Richard war nicht in der Lage zu antworten. Er riss das Fenster auf und atmete einige Male ein und aus. Die kalte Luft tat gut. Er ließ das Fenster offen und ging zu Beck und Dr. Meder zurück. »Vergangene Woche habe ich ein Klavier bei ihm gekauft«, sagte er und starrte auf das Seil um Lichtensteins Hals. Es war rot und sah aus wie eine Vorhangkordel.

»Ich habe ihn zuletzt vor etwa einem halben Jahr gesehen«, sagte Dr. Meder.

»Lassen Sie mich raten: Bei einem Klavierkauf«, bemerkte Beck.

»Nein. In der Oper, Herr Kommissar«, entgegnete Dr. Meder verärgert. »Wenn Sie erlauben, würde ich jetzt gerne gehen.«

Beck betrachtete die Kopfverletzungen. »Ich vermute, die Tatwaffe war ein scharfkantiges Instrument, vielleicht ein Meißel oder Stichhammer. Oder der Klavierhocker? Was meinen Sie, Doktor?«

Dr. Meder zuckte mit den Schultern.

»Wir sollten Beamte zum Ausmessen und zur Fotografie des Tatorts kommen lassen«, schlug Richard vor.

Beck nahm die Lampe und untersuchte die umstehenden Klaviere, den Boden und die Wand neben dem Fenster. Plötzlich hörten sie aufgeregte Stimmen aus dem Nachbarraum; eine davon war unschwer als die des Wachpostens zu erkennen.

»Bitte, Gnädigste! Sie können jetzt nicht dort hinein.«

»Lassen Sie mich auf der Stelle durch! Ich habe das Recht, ihn zu sehen!«

Beck richtete sich auf. »Himmelherrgott! Ist der Kerl nicht mal in der Lage, ein Weib aufzuhalten?« Er ging nach nebenan.

»Danke für Ihre Hilfe, Doktor«, sagte Richard.

»Keine Ursache. Sollten Sie noch Fragen haben, finden Sie mich in meiner Praxis in der Goethestraße.«

»Was suchen Sie hier?«, hörten sie Beck schreien. »Sie haben die Eingangstür zu bewachen und dafür Sorge zu tragen, dass Unbefugte keinen Zutritt erhalten!«

»Verzeihen Sie, Herr Kommissar.«

»Ich gehe nicht, bevor ich ihn gesehen habe«, sagte die Frau.

»Bitte lassen Sie uns zu ihm«, bettelte eine zweite weibliche Stimme. Man konnte hören, dass die Sprecherin den Tränen nahe war. »Er ist doch mein Vater. Bitte.«

Als Richard mit Dr. Meder in den Raum kam, stand Kommissar Beck im Gang zwischen den Klavieren und versperrte den Frauen den Weg; der junge Polizeidiener verharrte unschlüssig an der Tür. Die jüngere Frau, ein halbes Kind noch, begann zu weinen. »Bitte, Herr Kommissar. Nur für einen Augenblick.«

»Nein. Tut mir leid«, sagte Beck steif. »Solange die polizeilichen Untersuchungen nicht zur Gänze abgeschlossen sind, bin ich gezwungen, Ihnen den Zugang zu der Leiche zu verwehren. Sie sollten froh darum sein. Der Anblick ist alles andere als schön.«

Noch taktloser konnte man das ja wohl kaum ausdrücken! Richard räusperte sich. »Sie sind Frau Lichtenstein?«, wandte er sich an die ältere Frau. Sie war eine zierliche Person, etwa Mitte vierzig und elegant gekleidet. Trotz des schummrigen Lichtes konnte er sehen, wie blass sie war.

Sie nickte. »Ich kann es erst glauben, wenn ich ihn gesehen habe.«

»Das verstehe ich, Frau Lichtenstein. Aber Sie möchten doch sicher, dass wir den oder die Täter recht bald finden, oder? Und des-

halb müssen wir alles genau untersuchen, und das wird eine Weile dauern. Aber ich verspreche Ihnen, dass Sie Ihren Mann sehen können, sobald es möglich ist.«

Es gelang ihr nur mit Mühe, die Tränen zurückzuhalten. »Und wann wird das bitte sein?«

»Wahrscheinlich morgen nach der ... Nun, im Anschluss an die Untersuchung durch den Arzt.«

»Sie meinen nach der Autopsie«, sagte sie tonlos. »Ich verstehe.«

»Wenn Sie möchten, bringe ich Sie und Ihre Tochter nach Hause«, bot sich Dr. Meder an.

»Danke.« Sie schlug die Hände vors Gesicht. »Warum er? Warum Hermann? Er hat doch niemandem etwas getan. Wir wollten zusammen essen. Und ins Konzert.« Sie sah Richard an. »Er hat mir Nelken geschickt. Er kann nicht tot sein. Es ist ein Irrtum! Bestimmt ist es ein Irrtum.«

»Es tut mir sehr leid, aber das können wir ausschließen, gnädige Frau.«

Sie rang nach Luft und stützte sich auf eines der umstehenden Klaviere.

»Mama!«, rief ihre Tochter erschrocken.

»Wofür sind Sie Arzt? Tun Sie was!«, herrschte Beck Dr. Meder an. Richard registrierte, dass seine Stimme mehr besorgt als wütend klang.

Frau Lichtenstein versuchte ein Lächeln. »Es geht schon wieder. Sie benachrichtigen mich, wenn es soweit ist?«

»Ja«, versprach Richard.

»Danke. Ich ...« Hilflös fuhr ihre Hand durch die Luft, und nur der Geistesgegenwart von Kommissar Beck war es zu verdanken, dass sie nicht stürzte. Zusammen mit Dr. Meder führte er sie hinaus. Ihre Tochter folgte mit gesenktem Kopf.

»Ich geh' dann wieder auf Posten«, sagte der junge Polizeidiener.

Richard nickte. »Und ab sofort lassen Sie niemanden mehr durch. Haben Sie verstanden?«

»Niemanden durchlassen. Verstanden, Herr Kommissar!«, sagte der Junge erleichtert und verschwand.

Richard beschloss, sich vor der Befragung der Zeugen im Kontor umzusehen. Der Raum sah aus, als wäre ein Sturm hindurchgefegt: Behältnisse und Schränke waren geöffnet und durchwühlt, Akten und Schriftstücke auf den Boden geworfen worden. Richard bückte sich nach den Papieren, die unter dem Schreibtisch lagen, Liefer- und Kaufverträge für Klaviere und Flügel, darunter auch der, den er vergangene Woche offiziell unterzeichnet hatte. *Emptio venditio. R. Biddling, Untermainkai 18, Frankfurt a. M.*

Lichtenstein war dezent, aber ohne Umschweife zur Sache gekommen. »Wenn Sie es wünschen, bin ich durchaus mit Ratenzahlung einverstanden, Herr Biddling. Auch eine Dauermiete wäre möglich. Der entsprechende Zusatzvertrag kann gern hier verbleiben.«

Er sagte es, als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt, dass seine Kunden Instrumente aussuchten, die sie nicht bezahlen konnten, und Richard war ihm dankbar dafür. Hoffentlich verfügte Lichtensteins Nachfolger über genügend Takt, die Sache weiterhin diskret zu behandeln. Aber musste er es denn darauf ankommen lassen?

Als wäre es ein Wink des Schicksals, stand der Ordner unberührt im Kassenschrank. Zu seiner Überraschung fand Richard darin außer seinem eigenen Dutzende ähnlicher Kontrakte, einige sogar mit bekannten Frankfurter Namen darauf. Hatte Lichtenstein vielleicht noch ganz andere Verträge geschlossen? Verträge, in denen es um so viel Geld ging, dass die Schuldner sogar vor Mord nicht zurückschreckten? Welcher Art könnten sie gewesen sein? Eins jedenfalls schien sicher: Wenn es diese Kontrakte gab, und wenn sie im Kontor aufbewahrt worden waren, hatten der oder die Mörder sie gefunden. Richard stellte den Ordner zurück. Er würde einen Weg finden, seine Verbindlichkeiten zu regeln.

Auf dem Schreibtisch neben dem Telefonapparat lagen ein Portemonnaie und eine Brieftasche. Beide waren leer. War das alles doch nur die Tat gewöhnlicher, wenngleich äußerst brutaler Räuber? Im Bassin einer Waschvorrichtung hinter der Tür staute sich blutiges Wasser; über der Lehne eines Sessels hing ein blutbeflecktes Handtuch, ein zweites lag auf dem Boden neben dem Ofen. Der oder die Täter hatten offenbar Zeit gehabt, sich gründlich zu säubern.

Der Spiegel, der nach Richards Erinnerung zwischen den Fenstern zur Zeil gehangen hatte, war auf einem Sofa abgestellt. Mehrere der auf dem Boden verstreuten Schriftstücke wiesen Blutspuren auf. Ein runder Abdruck auf einer Postkarte erregte Richards Aufmerksamkeit, und er wollte ihn gerade näher in Augenschein nehmen, als er vom Flur Stimmen hörte.

»Sie lassen uns jetzt auf der Stelle hinein!«

»Ich habe ausdrückliche Order, niemanden passieren zu lassen.«

»Dummkopf! Wissen Sie nicht, wer ich bin?«

»Das ist ohne Belang.«

Richard ging zur Tür. Der Junge sah ihn stolz an. »Herr Kommissar, ich habe diesen Herrschaften gerade gesagt, dass ich die Order habe, keinen Durchlass zu gewähren!«

»Wie lange sind Sie schon bei der Polizei?«, fragte Polizeirat Franck.

»Zwei Monate, gnädiger Herr.«

Franck ging mit seinen beiden Begleitern an ihm vorbei. »Wenn Sie so weitermachen, werden Sie den dritten nicht erleben.«

Der Junge stand wie vom Donner gerührt.

»Klären Sie uns bitte über den Sachverhalt auf, Herr Biddling«, sagte Franck.

Richard gab einen Überblick über den Tatort und den Zustand der Leiche und wollte gerade einige Bemerkungen zum Kontor anfügen, als Beck zurückkam.

»Ich habe mir erlaubt, die Gattin und die Tochter des Ermordeten persönlich zu ihrem

Wagen zu begleiten, um zu verhindern, dass die zahlreich erschienenen Vertreter der Presse sie ungebührlich belästigen, Herr Polizeirat.«

»Eine löbliche Entscheidung«, sagte Franck.

»Außerdem habe ich bereits mit der Untersuchung des engeren Tatorts begonnen«, fuhr Beck fort. »Drei Klaviere weisen Blutstrahlen auf, obwohl sie geschätzte zehn Meter voneinander entfernt stehen. Selbst auf dem Milchglas des Gaslüfters sind Blutanhaftungen. Außer einem Klavierhocker befindet sich kein Gegenstand in der Nähe der Leiche, der als mögliche Tatwaffe in Frage käme. Die Körperstatur Lichtensteins – groß und kräftig – sowie die zerrissene Kleidung legen die Vermutung nahe, dass er sich nicht kampflös ergeben hat. In die gleiche Richtung weisen der umgeworfene Stuhl und ein abgebrochener Kerzenhalter an dem Flügel, neben dem der Tote schließlich zu Fall kam. Alle Umstände deuten darauf hin, dass die Tat von mehreren Personen begangen wurde, mindestens jedoch von zweien.«

Richard wandte sich einem der beiden Begleiter von Franck zu, einem untersetzten Mann um die Mitte vierzig. »Vor dem Schreibtisch im Kontor liegt eine Postkarte mit einer sonderbaren Blutspur darauf. Ich möchte Sie bitten, sich das unbedingt anzusehen, Dr. Popp.«

Dr. Popp nickte.

»Da in den anderen Räumen keinerlei Spuren eines Kampfes feststellbar sind, ist anzunehmen, dass Lichtenstein seine Mörder arglos einließ«, spann Beck seine Theorie weiter. »Wahrscheinlich gaben sich die Halunken als Kunden aus, die Klaviere ansehen wollten.«

»Das gesamte Kontor ist durchwühlt«, bemerkte Richard. »Es wäre sinnvoll, möglichst rasch ...«

»Sicher gab es dort eine gutgefüllte Kasse, und der Schlüssel dazu fand sich nach ver-

geblicher anderweitiger Suche in einer von Lichtensteins Hosentaschen«, fiel ihm Beck ins Wort. »Auf jeden Fall benötigen wir mehrere Beamte zur Vermessung und eingehenden Durchsuchung des Tatortes.«

»Das sehe ich auch so«, stimmte Polizeirat Franck zu.

»Gibt es Zeugen?«, fragte Francks zweiter Begleiter, ein hochgewachsener, elegant gekleideter Mann.

»Darum wollte sich Kommissar Biddling kümmern, Herr Justizrat«, entgegnete Beck.

»Vier Personen warten unter Aufsicht eines Schutzmanns in der Dachetage«, sagte Richard. »Wenn Sie mich nicht mehr benötigen, werde ich mit der Befragung beginnen.«

»Tun Sie das.« Der Justizrat nickte Franck und Dr. Popp zu. »Und wir sehen uns den Tatort an, meine Herren. Kommissar Beck – gehen Sie bitte voraus.«

»Darf ich Sie etwas fragen, Herr Kommissar?«, sagte der Posten, als die Männer verschwunden waren. Auf seiner Stirn glänzte Schweiß.

Richard musste lächeln. »Falls Sie Ihre Entlassung befürchten, kann ich Sie beruhigen: Polizeirat Franck ist nicht übermäßig nachtragend. Da er diesbezüglich eine Ausnahme bildet, sollten Sie sich allerdings in Zukunft bemühen, Wiederholungen zu vermeiden.«

»Und wer, bitte, waren die beiden anderen Herren?«

»Dr. Popp ist Leiter eines chemischen Labors hier in Frankfurt. Er beschäftigt sich vorrangig mit toxikologischen und verwandten naturwissenschaftlichen Untersuchungen für kriminalistische und gerichtsmedizinische Zwecke. In besonderen Fällen wird er zur Begutachtung von Tatorten gerufen. Justizrat von Reden ist Erster Königlicher Staatsanwalt und somit Herr des Ermittlungsverfahrens.«

Der Junge wurde rot. »Das wusste ich nicht.«

»Das nächste Mal wissen Sie's.«

»Danke, Herr Kommissar.«

»Wofür?«

»Dass Sie so freundlich zu mir sind.«

»Mhm«, sagte Richard und ging nach oben.

Neanders Wohnung in der Dachetage bestand aus einem einzigen Raum, und die Möblierung beschränkte sich auf einen Tisch, drei Stühle, Bett, Schrank und eine Kommode mit Waschgelegenheit. Der Vorhang vor dem winzigen Fenster war verblichen, der rostige Kanonenofen neben der Tür ungeheizt. Es roch nach kaltem Tabakqualm und ungeleertem Nachtgeschirr. Neander und Schutzmann Heinz sahen aus dem Fenster, die übrigen Männer saßen am Tisch. Als Richard hereinkam, standen sie auf.

»Commissario!«, rief einer von ihnen. Sein Atem kondensierte stoßweise in der kalten Luft. »Bitte, verstehen Sie! Ich muss dringend in meine Hotel.«

Richard schloss die Tür. »Dürfte ich zu nächst einmal erfahren, wer Sie sind?«

»Meine Name ist Ernesto Consolo. Ich komme von Italia und habe heute Abend eine Concerto grosso.«

Richard erinnerte sich, entsprechende Plakate gesehen zu haben. »Ich werde Sie zuerst befragen, Herr Consolo. Die anderen Herren warten bitte so lange draußen. Schutzmann Heinz?«

»Ja?«

»Melden Sie sich bei Kommissar Beck. Er benötigt Beamte für die Durchsuchung. Über Ihre Beobachtungen beim Eintreffen am Tatort fertigen Sie bitte eine Niederschrift und übermitteln sie umgehend ans Polizeipräsidium, Dritte Abteilung.«

Heinz nickte und verließ das Zimmer; die anderen Männer, bis auf Consolo, folgten. Richard sah, dass Neander nur mühsam gehen konnte.

»Ich besuche immer Herr Lichtenstein, wenn ich komme von Lugano nach Franco-

forte«, sagte Ernesto Consolo. »Heute Mittag habe ich telefonisch gesprochen mit ihm von *Frankfurter Hof*. Herr Lichtenstein hat gesagt, er zeigt mir eine schöne Bechsteinflügel. Aber wenn ich komme, Herr Lichtenstein ist nicht da.«

Richard holte sein Notizbuch und einen Bleistift aus seinem Mantel. »Wann waren Sie im Geschäft?«

»Weiß ich nicht. Ich nicht habe auf die Uhr geschaut.«

»War jemand im Haus, als Sie kamen?«

»Si. Zwei Herren warten auf die Treppe. Später kommt noch Herr Schick.«

»Der Angestellte von Herrn Lichtenstein.« Consolo nickte.

»Haben die beiden Männer etwas zu Ihnen gesagt?«

»Sie fragen, ob ich mit Herr Lichtenstein arbeite. Ich sage no, gehe rein und sehe überall Papier. Dann bin ich gleich wieder gegangen.«

»Wer hat Lichtenstein gefunden?«

»Eine von die Herren, ich glaube, der Name ist Cöster.«

»Herr Cöster und Herr Neander waren die beiden Männer, die Sie im Treppenhaus sahen?«

»Si.«

Richard klappte sein Buch zu. »Danke, Herr Consolo. Das war's fürs Erste. Wie lange werden Sie in Frankfurt bleiben?«

»Ich fahre mit dem Zug zurück Sonntagmittag.«

»Wenn ich noch Fragen an Sie habe, melde ich mich in Ihrem Hotel. Bitte schicken Sie mir Herrn Cöster herein.«

»Si, Commissario.« Er gab Richard die Hand. »Ich hoffe, Sie finden Mörder schnell.«

»Ja«, sagte Richard. »Das hoffe ich auch.«

»Ich kann es nicht fassen!« Cöster drehte seinen Zylinder in den Händen. »Ein gemeiner Meuchelmörder wütet ungestört in unserer Stadt! Am helllichten Mittag!«

»Bitte nehmen Sie Platz«, sagte Richard. »Sagen Sie mir, wer Sie sind. Und danach, welche Beobachtungen Sie im Zusammenhang mit der Sache gemacht haben.«

Er legte seinen Hut auf den Tisch und setzte sich. »Carl Wilhelm Cöster, Inhaber der Weingroßhandlung Steuernagel in der Großen Bockenheimer Gasse, im Hause des Malepartus-Restaurants. Ich war heute von elf bis etwa Viertel nach zwölf in den Adlerfahrradwerken und fuhr von da mit einem Automobil nach dem Opernplatz. Darauf ging ich in das Klavierlager von Andreae auf dem Steinweg, um ein Instrument zu besichtigen. Bald danach ging ich zum selben Zweck in das Lager von Lichtenstein. Es war genau Viertel vor eins auf dem Uhrtürmchen, als ich das Haus betrat. Ich ging durch die unverschlossene Tür ins Geschäftslokal und, da sich niemand zeigte, weiter bis an den Gang zum Lager. Trotz meines wiederholten Räusporns kam niemand. Ich konnte ein misstrauisches Gefühl nicht unterdrücken und ging wieder nach dem Eingang zu.«

»Was, bitte, meinen Sie mit *misstrauisches Gefühl*?«

Cöster zuckte die Schultern. »Die Tür stand offen, und niemand war da. Das ist ungewöhnlich, oder? Ich blieb einen Augenblick auf dem Treppenpodest stehen, und dann kam ein Mann aus dem oberen Stockwerk die Treppe herab. Wie ich jetzt weiß, war es Herr Neander. Ich fragte ihn, ob er der Inhaber des Pianofortegeschäfts sei.«

»Sie kannten Lichtenstein gar nicht?«

»Nein. Herr Neander sagte, dass er oben im Haus wohnt. Unterdessen kam ein Mann die Treppe herauf, es war dies Herr Ernesto Consolo aus Lugano. Herr Consolo ist Pianist und gibt heute Abend in Frankfurt ein Konzert.«

»Das ist mir bekannt«, sagte Richard. »Wer hat den Toten gefunden?«

»Ich. Herr Consolo meinte, Herr Lichtenstein müsse da sein, er habe telefonisch mit

ihm gesprochen. Wir gingen dann zu dritt, also Herr Consolo, Herr Neander und ich, hinein, und fanden im Kontor alle Schubfächer offen, Briefe und Akten umherliegen. Die Art, wie diese Papiere ausgebreitet waren, verriet eine gewisse Routine und Planmäßigkeit. Man musste sofort erkennen, dass hier ein Einbruch verübt worden ist. Herr Consolo und ich benachrichtigten rasch die Polizei. Gemeinsam mit Schutzmann Heinz durchsuchten wir sodann das Lager. Im hinteren Raum sah ich Herrn Lichtenstein mit einer Schnur um den Hals in seinem Blut liegen.«

»Woher wussten Sie, dass es sich bei dem Mann um Lichtenstein handelte?«

»Herr Consolo wusste es. Schutzmann Heinz bat uns hinaus und machte seiner Behörde telefonische Meldung. Ich sandte Herrn Schick, der inzwischen gekommen war, nach einem Arzt. Vielleicht konnte er noch Rettung bringen. Das war aber leider nicht der Fall.«

»Herr Schick ist Ihnen demnach bekannt?«, fragte Richard.

»Nein. Ich habe seinen Namen erst erfahren, als Schutzmann Heinz ihn bat, den Toten zu agnoszieren. Ich war heute zum ersten Mal in Lichtensteins Geschäft und weiß nicht, wer dort alles arbeitet.«

»Haben Sie irgendwelche verdächtigen Wahrnehmungen gemacht oder im Haus außer Herrn Consolo und Herrn Neander weitere Personen angetroffen?«

»Nein.«

Richard bedankte sich und bat als Nächstes Neander hinein. Er war ein schwächlicher Mann mit blasser Haut und unstedt flackernden Augen. Seinen Vornamen gab er mit Hermann an, sein Alter mit achtunddreißig, aber er wirkte gute zehn Jahre älter. Seit einem Unfall trug er eine Beinprothese und konnte sich nur mühsam fortbewegen. Während er Richards Fragen beantwortete, fuhren seine Finger auf der Tischplatte hin und her. Vor

zwei Jahren sei er von Limburg nach Frankfurt in diese Wohnung gezogen und seitdem als Bürogehilfe in der Rechtsanwaltskanzlei Mettenheimer und Pachten beschäftigt, deren Büroräume in der zweiten Etage über den Lagerräumen der Firma Lichtenstein lägen.

»Ich war um die Mittagszeit allein in der Kanzlei und mit Schreiarbeiten beschäftigt. Um kurz vor halb eins hörte ich unartikulierte Laute, die in dumpfes Stöhnen verhallten. Ich dachte, dass Herr Rogge vielleicht einer Dame einen Zahn zieht.« Auf Richards fragenden Blick fügte er hinzu: »Herr Rogge praktiziert als Dentist im dritten Stock, und wir hören öfter Schmerzgeschrei.«

»Wer ist wir?«, fragte Richard.

»Die Herren Rechtsanwälte, ich und auch andere Leute im Haus. Sogar bis in die Buchhandlung Auffarth im Erdgeschoss hat man schon einmal eine Dame schreien hören. Wer denkt denn da gleich an das Fürchterlichste?« Er knetete seine Hände und sah Richard mit einem verzweifelten Gesichtsausdruck an. »Herr Kommissar, ich weiß es jetzt! Dieser gurgelnde langgezogene Laut: Das war ganz sicher das letzte Stöhnen eines Erdrosselten! Ich hätte unverzüglich hinuntergehen und nachschauen müssen! Aber glauben Sie mir, der Mörder bin ich nicht!«

»Davon war nicht die Rede«, sagte Richard, aber Neander schien ihn nicht zu hören. Er fing an, Theorien über internationale Verbrecherbanden aufzustellen, die vor weiteren Meuchelmorden sicherlich nicht zurückschreckten. Seine Stimme klang hysterisch, und Richard entschied, die Befragung zu beenden.

Als Letztes hörte er Lichtensteins Ausläufer Anton Schick. Obwohl dem alten Mann anzusehen war, wie sehr ihn der Tod seines Chefs mitnahm, gab er geduldig Auskunft über sein Arbeitsverhältnis und schilderte den Ablauf des Tages bis zur Mittagszeit, als Lichtenstein ihn über das Telefongespräch mit dem Pianisten Consolo unterrichtet hatte.

»Ist Ihnen in letzter Zeit irgendetwas Besonderes an Herrn Lichtenstein aufgefallen?«, fragte Richard. »War er anders als sonst?«

Anton Schick antwortete ohne zu zögern. »Ja. Seit etwa einer Woche wirkte er bedrückt und sprach weniger als üblich.«

»Welchen Grund könnte es dafür geben?«

»Ich weiß es nicht. Er war stark erkältet. Vielleicht kam seine Verstimmung daher.«

»Das glauben Sie nicht ernsthaft, oder?«

»Nein. Ich habe mehrmals versucht, ihn darauf anzusprechen, aber Herr Lichtenstein behauptete, es wäre alles in Ordnung.«

»Gab es größere Bargeldbestände im Kassenschrank?«

»Etwa achthundert Mark. Herr Lichtenstein achtete darauf, dass Geldbeträge regelmäßig zur Einzahlung gebracht wurden. Erst am Vormittag hatte er mich mit einhundertfünfundsiebzehn Mark zur Post gesandt. Aber der Geldbriefträger, der normalerweise kurz vor Mittag kommt, blieb heute aus. Lieber Gott! Warum hat er nicht auf mich gehört?« Der Ausläufer kämpfte gegen die Tränen. »Ich habe es ihm doch wieder und wieder gesagt.«

»Was haben Sie ihm gesagt?«

»Dass er nicht so oft allein hier sein soll. Dass es besser wäre, einen zweiten Mitarbeiter einzustellen.«

»Gab es einen Grund für diesen Rat?«

Anton Schick schüttelte den Kopf. »Ich dachte nur, dass es zu zweit sicherer wäre. Warum bin ich bloß nicht hiergeblieben? Er wäre bestimmt noch am Leben, wenn ich nicht gegangen wäre!«

Richard hatte Mitleid mit dem alten Mann. Er steckte sein Buch und den Stift weg. »Die restlichen Fragen haben Zeit bis morgen, Herr Schick. Darf ich Sie bitten, mich noch einmal in die Geschäftsräume zu begleiten?«

Der junge Posten an der Tür war von einem Schutzmann abgelöst worden. Polizeirat

Franck verabschiedete sich gerade von Dr. Popp.

»Konnten die Zeugen irgendwelche Angaben zu den Tätern machen?«, fragte Franck.

»Nein«, sagte Richard. »Aber wir haben Aussagen zum zeitlichen Ablauf.« Er sah den Ausläufer an. »Herr Schick verließ die Geschäftsräume um zwölf Uhr. Kurz zuvor hat ein zweiter Zeuge mit Herrn Lichtenstein telefonisch gesprochen. Gegen halb eins hörte ein dritter einen Schrei, und als ein vierter um Viertel vor eins ins Haus kam, war Lichtenstein bereits tot.«

»Gut. Das hilft uns bei der Alibiüberprüfung. Ich habe soeben Nachricht erhalten, dass am Centralbahnhof zwei Personen festgenommen wurden.«

»Ist Staatsanwalt von Reden noch da?«, fragte Richard.

Franck verneinte und ging. Richard winkte Dr. Popp beiseite. »Haben Sie sich die Spur im Kontor angesehen?«

Dr. Popp nickte. »Das Abdruckbild ist in der Tat ungewöhnlich. Von der Form und Größe her könnte es sich um den Absatz eines Frauenschuhs handeln.«

Richard sah ihn entgeistert an. »Sie wollen damit doch nicht etwa andeuten, dass Sie eine Frau für fähig halten, eine solche Tat zu begehen?«

»Alleine sicher nicht. Aber vielleicht spielte sie den Lockvogel und half beim Suchen nach Beute?«

Richard sah die schrecklich zugerichtete Leiche vor sich. »Es fällt mir schwer, das zu glauben.«

»Es spricht noch eine zweite Spur dafür, dass eine Frau am Tatort war«, ergänzte Dr. Popp. »Am Hemdkragen des Toten befindet sich ein blutiger Fingerabdruck, der aufgrund seiner Beschaffenheit mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit von einer weiblichen Person stammt.« Er deutete in den Flur. »Bei einer ersten Nachschau haben wir außerdem einige Gegenstände gefunden, von denen

nicht sicher ist, ob sie dem Toten oder den Tätern gehören. Kommissar Beck hat sie ausgelegt. Vielleicht kann uns Lichtensteins Angestellter weiterhelfen.«

Richard nickte.

Dr. Popp sah zu Anton Schick, der mit gesenktem Kopf neben dem Schutzmann stand. »Halten Sie es für möglich, dass er etwas damit zu tun hat?«

»Von meinem Gefühl her nicht. Aber ich habe es oft genug erlebt, dass der erste Eindruck täuschen kann.«

Richard verabschiedete Dr. Popp und bat den Auslaufer, sich die sichergestellten Gegenstände anzusehen: ein Zwicker in einem braunen Etui, ein silberner amerikanischer Bleistift, ein runder Manschettenknopf, das Portemonnaie und die Brieftasche aus dem Kontor sowie der Uhrenkompass und der Schlüssel, die neben dem Toten gelegen hatten.

»Alle diese Dinge gehören, ich meine natürlich, sie gehörten Herrn Lichtenstein«, sagte Anton Schick leise. »Bis auf den Manschettenknopf.«

Richard nahm den Knopf. Er war aus Perlmutter gefertigt, hatte etwa die Größe eines Markstücks und die übliche Federmechanik. Auf der Oberseite waren ein Hufeisen und vier Sternchen eingepreßt. »Sind Sie sicher?«

»Ja. Herr Lichtenstein trug keine Perlmutterknöpfe.«

Richard zeigte auf den Schlüssel. »Können Sie sagen, wofür der ist?«

»Nein.«

»Aber er gehörte Lichtenstein?«

»Ich meine, ja. Ganz genau weiß ich es allerdings nicht.«

Kommissar Beck kam mit mehreren Beamten, darunter Schutzmann Heinz und der junge Polizeidiener, aus dem Kontor. Er musterte Anton Schick. »Lichtensteins Laufburtsche, stimmt's?«

»Ich war der persönliche Diener von Herrn Lichtenstein!«, sagte der alte Mann.

Beck grinste. »Das läuft ja wohl auf dasselbe hinaus.«

»Der Manschettenknopf stammt nicht von dem Toten«, erklärte Richard.

»Ich habe ihn unter dem Schreibtisch im Kontor gefunden«, sagte der junge Polizeidiener.

»Sie hat keiner gefragt!« Beck sah Anton Schick an. »Wie oft benutzen Sie den Hinterausgang?«

»Bitte?«

»Rede ich russisch? Der Ausgang vom Lager zur Pfandhausgasse! Wann haben Sie ihn zuletzt benutzt?«

»Gar nicht. Die Tür ist versperrt und wird nur bei Anlieferung oder Abholung von Instrumenten von Herrn Lichtenstein persönlich geöffnet.«

»Und wo ist der Schlüssel?«

»Herr Lichtenstein trägt ihn am Bund mit anderen Schlüsseln immer bei sich.«

»Dann wissen wir jetzt wenigstens, wie die Täter aus dem Haus herausgekommen sind«, sagte Beck. »Fragt sich nur, woher sie ihre profunde Ortskenntnis hatten.«

Anton Schick wurde blass. »Sie wollen doch nicht etwa behaupten, ich hätte damit zu tun?«

»Ich behaupte gar nichts, Schick! Bis auf die Tatsache, dass die Mörder sich offenbar ziemlich gut auskannten. Kommen Sie mit und sagen Sie mir, was geraubt wurde.«

»Dazu bin ich nicht verpflichtet.«

»Ach?«

»Ihre Angaben würden uns sehr helfen, Herr Schick«, schaltete sich Richard ein.

»Gut. Ich gehe aber nur mit Ihnen, Herr Kommissar.«

»Was stehen Sie dumm rum?«, blaffte Beck die Schutzleute an. »Durchsuchen Sie die Lagerräume! Und melden Sie mir auf der Stelle jedes verdammte Staubkorn, das schief in der Luft liegt!«

»Verzeihen Sie bitte, aber wir sollten vorher noch in den Ofen im Kontor schauen,

Herr Kommissar«, sagte der junge Polizeidiener. »Vielleicht haben die Mörder etwas hineingeworfen, das ...«

»... längst zu Asche verbrannt ist, Sie Witzbold!«

»Es gibt Dinge, die verbrennen nicht.«

Beck lief rot an. »Sie haben den Auftrag, das Lager zu durchsuchen! Und sonst nichts, kapiert?«

»Ja, Herr Kommissar«, antwortete der Junge kleinlaut.

Es dauerte fast eine Stunde, bis Richard und Anton Schick ihren Rundgang beendet hatten. Außer dem Geld aus dem Kassenschrank fehlte Lichtensteins Taschenuhr samt Kette, ein goldenes Medaillon und eine Brustnadel aus Gelbgold. Geschäftspapiere waren nach Schicks Einschätzung nicht gestohlen worden.

Als Richard den Auslaufer entließ, war Kommissar Beck damit beschäftigt, die Lagerräume vermessen und skizzieren zu lassen. Richards Anweisung, Beamte zur Fotografie anzufordern, konterte Beck, Polizeirat Franck halte diesen Aufwand für unnötig, sofern eine maßstabsgerechte Zeichnung angefertigt werde.

Richard verzichtete auf eine Antwort und bat Beck ins Kontor. Er schloss die Tür.

»Wollen Sie mir eine Unterweisung zur Tatortaufnahme geben?«, fragte Beck süffisant.

»Es ist an der Zeit, dass ich einige Dinge klarstelle«, sagte Richard. »Erstens: Mir ist bekannt, dass Sie sich nicht um eine Zusammenarbeit mit mir gerissen haben. Zweitens sind Sie lange genug Beamter, dass ich mir einen Vortrag über Hierarchieebenen sparen kann. Drittens steht mir als dem Älteren die Ermittlungsführung zu. Ich lege Wert darauf, dass Sie das respektieren.«

Beck verzog das Gesicht. »Verzeihung, Herr Biddling! Ich ging davon aus, dass Sie derlei Dingen keine große Bedeutung beimessen.«

Richard erwiderte nichts darauf. Er wusste, dass sein kollegialer Umgang mit Wachtmeister Braun ihm weder bei der Führung noch unter den anderen Kommissaren Sympathien eingebracht hatte. Genauso wie Polizeidiener gegenüber Schutz Männern den Mund zu halten und zu gehorchen hatten, mussten das Schutz Männer gegenüber Wachtmeistern tun, Wachtmeister gegenüber Kommissaren und Kommissare gegenüber Räten. Alles andere roch nach Aufruhr.

Beck sah zum Kassenschrank. »Sie gestatten mir hoffentlich die Bemerkung, dass es mich überrascht, dass die Familie Könitz bei einem Klavierhändler anschreiben lässt.«

»Das geht Sie nichts an.« Richard erwünschte seine Ehrlichkeit. Hätte er bloß den Kontrakt aus dem Ordner genommen!

»Keine Sorge, Herr Kollege. Ich werde die Dinge mit der nötigen Diskretion behandeln.«

Richard packte Lichtensteins Kundenkartei und Notizkalender ein. »Nichts anderes erwarte ich von Ihnen, Herr Beck.«

Beck deutete auf die Kartei. »Ob auch unser abberufener Polizeipräsident Freiherr von Müffling sein Piano bei Lichtenstein geordert hat? Oder Oberbürgermeister Adickes? Sie sollten sie bei Gelegenheit fragen.«

»Sicher«, erwiderte Richard. »Und beim Dessert erzähle ich dem designierten Polizeipräsidenten, wie außerordentlich fruchtbar sich unsere Zusammenarbeit gestaltet.«

Der Blick, den Beck ihm zuwarf, war mit verächtlich milde beschrieben. Dass Richard eine Frau über seinem Stand geheiratet hatte, war der zweite Grund, warum er bei seinen Kollegen nicht allzu beliebt war. Niemand sprach offen darüber, aber ein einfacher Kommissar, der Mitglied einer Familie war, die den Polizeipräsidenten und den Oberbürgermeister zum Sonntagskaffee einlud, weckte bei den einen Neid, bei den anderen Misstrauen, auch wenn die Honorationen nicht im Könitzschen Palais im Untermainkai,

sondern in der Villa von Victorias Schwägerin Gräfin von Tennitz zu verkehren pflegten. Schließlich konnte man nie wissen, was der Herr Kommissar in geselliger Runde alles ausplauderte und ob er sich nicht auf Kosten anderer ins rechte Licht zu rücken versuchte.

Richard hatte nur ein einziges Mal an einem Treffen teilgenommen und sich furchtbar unwohl gefühlt, aber das würde ihm ohnehin niemand abnehmen, deshalb erwähnte er es erst gar nicht. Beck wollte nach oben, und dazu musste er Erfolge vorweisen. Und das war schwierig, wenn ein anderer die Ermittlungen führte. Insofern war Francks Entscheidung wenig glücklich gewesen und Becks Ärger verständlich. Trotzdem konnte Richard es nicht zulassen, dass der Jüngere ihn vor Untergebenen und Vorgesetzten zum Narren machte.

»Sie dürfen mir glauben, dass ich bestimmt nicht vorhabe, Ihre Karrierepläne zu durchkreuzen, Herr Beck«, sagte Richard freundlich. »Solange wir zusammenarbeiten, sollten wir jedoch den Formalien Genüge tun.«

Beck murmelte etwas, von dem Richard annahm, dass es eine Entschuldigung war. Sie gaben sich die Hand, und Richard hoffte, dass der Waffenstillstand bis zur Aufklärung des Mordfalls halten würde.

Als sie abends ins Polizeipräsidium zurückkamen, hatten sie sämtliche Geschäftsleute aus dem Haus und der Nachbarschaft vernommen, Zeitungsjungen, Ausfahrer, Postboten und Passanten befragt, Abortfrauen und Bahnhofsfrieseure, Bahnsteigwärter, Droschkenkutscher und Trambahnfahrer in die Überprüfungen einbezogen. Am späten Nachmittag waren die ersten polizeilichen Bekanntmachungen ausgehängt worden, vor denen sich sofort diskutierende Menschengruppen gebildet hatten.

Auch am Eingang des Polizeipräsidiums war eins der Plakate angeschlagen, das ein-

tausend Mark Belohnung für die Ergreifung der Mörder auslobte. Beck verabschiedete sich, Richard brachte die sichergestellten Unterlagen in sein Büro. Die Heizung war abgestellt, an den Fensterscheiben lief Kondenswasser herunter. Er räumte die Akte Pokorny & Wittekind beiseite und breitete seine Notizen auf dem Schreibtisch aus. Dutzende von Verhören, Überprüfungen und Sistierungen, und nicht der Hauch einer Spur! Er warf einen Blick in Lichtensteins Kundenkartei. Beck hatte recht: Fast alles, was in Frankfurt Rang und Namen hatte, war darin vertreten, auch die Familie seines Schwagers und Cornelia Gräfin von Tennitz.

Seufzend stellte er den Kasten beiseite und schlug Lichtensteins Notizkalender auf. Für den Februar enthielt er nur wenige Eintragungen, Theater- und Konzerttermine zumeist, und vier abendliche Treffen in der Zeit zwischen dem fünfzehnten und einundzwanzigsten: mit einem Herrn oder einer Frau H. Wilhelms, einem Frl. Frick und zweimal mit einer Person namens K. Hopf. Für den heutigen Abend war das Konzert von Consolo vermerkt. Darunter stand: *20. Verlobungstag!*

Erst auf den zweiten Blick sah Richard, dass die Punkte hinter der Zwanzig und unter dem Ausrufezeichen winzige Herzen waren. Es fiel ihm schwer, sich den geschäftstüchtigen Kaufmann Lichtenstein als einen Mann vorzustellen, der Herzen in seinen Notizkalender malte. Gleichzeitig berührte es ihn. Er sah Lichtensteins Frau vor sich, wie der letzte Funke Hoffnung in ihrem Gesicht erlosch, und dass sie das Endgültige dennoch nicht wahrhaben wollte. *Er hat mir Nelken geschickt. Er kann nicht tot sein.*

Richard fuhr sich übers Gesicht. Was empfand jemand, der einen Menschen auf solch brutale Art umbrachte? Wut? Hass? Genugtuung? Oder bloß Gleichgültigkeit, weil der Tod des Opfers die einzige Möglichkeit war, an sein Geld zu kommen? Ein

Fingerabdruck, der mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit von einer Frau stammte – Richard schätzte Dr. Popps Arbeit, aber es fiel ihm schwer, das zu glauben. In seinem ganzen Dienstleben hatte er nur drei Mörderinnen verhaftet: eine hatte ihr Kind im Waschzuber ertränkt, weil es zuviel schrie, die anderen beiden hatten ihren Gatten Gift ins Essen gemischt.

Richard begann, Lichtensteins Kundenkartei auszuwerten, bis die Kopfschmerzen, die ihn schon seit dem Morgen plagten, unerträglich wurden. Er schloss den Karteikasten in seinem Schreibtisch ein und ordnete notdürftig seine Notizen. Zeit, nach Hause zu gehen. Obwohl er auch dort keine Ruhe finden würde. Wie jedes Mal, wenn er einen Mordfall bearbeitete.

Die Uhren schlugen Mitternacht, als er den Untermainkai erreichte, und er war erstaunt, noch Licht im Haus zu sehen. Louise nahm ihm Mantel und Hut ab. »Möchten Sie einen Tee? Oder etwas essen?«

Richard schüttelte müde den Kopf. »Danke, Louise. Ich gehe gleich zu Bett. Bitte wecken Sie mich um halb sechs.«

»Ich bringe Ihnen gerne etwas auf Ihr Zimmer.«

»Gehen Sie lieber schlafen.«

»Ich habe Ihrer Frau versprochen, Sie zu ihr zu schicken.«

»Victoria ist noch wach?«

»Sie wartet in ihrem Schlafzimmer auf Sie.«

Mit gemischten Gefühlen ging Richard nach oben. Er schämte sich für sein Verhalten von gestern Abend, aber für eine Aussprache fehlte ihm im Moment der Sinn. Unter Victorias Schlafzimmertür schimmerte Licht; auf sein Klopfen blieb es ruhig. Leise öffnete er die Tür. Victoria lag auf ihrem Bett und schlief. Sie trug das seidene Nachtkleid, das er ihr zum fünfundvierzigsten Geburtstag geschenkt hatte. Unter ihrem Arm sah er ein Buch; er zog es weg und lächelte. *Grillparzers Dramen*. War das etwa die passende Lektüre zur Vorbereitung auf eine Versöhnung? Bedacht darauf, sie nicht zu wecken, deckte er sie zu. Wie jung und schön sie aussah. Er dagegen fühlte sich alt und ausgebrannt. Zärtlich strich er ihr eine Locke aus dem Gesicht. »Ich liebe dich«, flüsterte er und löschte das Licht.

BEKANNTMACHUNG.

1000 MARK

BELOHNUNG!

Der 52jährige Kaufmann

Hermann Lichtenstein,

Inhaber der Pianoforte-Handlung und -Leihanstalt,
ist heute Mittag 12 ½ Uhr in seinen Geschäftsräumen
Zeil 69

ermordet und beraubt

worden. Den Tätern ist eine größere Summe Bargeld
in die Hände gefallen. Für die Ermittlung der Täter
ist obige Belohnung ausgesetzt und werden diejenige
Personen, welche in der Angelegenheit irgend
welche Aufklärung geben können, ersucht, sich so-
fort auf Zimmer 49 des Polizeipräsidiums zu melden.

Frankfurt a. M., den 26. Februar 1904.

Der Polizei-Präsident:
i. V. von Wehrs

Frankfurter Zeitung

(Frankfurter Handelszeitung.) und Handelsblatt. (Eine Frankfurter Zeitung.)

MORGENBLATT, Samstag, 27. Februar 1904

Richtermangel und übertriebene Sparsamkeit in Preußen. Auf die fachlichen Beschwerden des Frankfurter Landtagsabgeordneten Deser über den in Frankfurt a. M. herrschenden Richtermangel hat in der Sitzung des Abgeordnetenhauses der Justizminister Herr Schönstedt ruhig und sachlich und mit einer ganz unverkennbaren Resignation geantwortet. *Ultra posse nemo obligatur*, was in meinen Kräften steht, will ich

aber tun. Die Erfolge meiner Bestrebungen liegen nicht immer in meiner Macht. Manches geht über meine Kraft. Diese resignierte Erklärung des Hüters der preußischen Rechtspflege enthüllt Dinge, die das höchste Bedenken wachrufen müssen.

Die Schlierseer. Im Orpheum veranstalteten gestern die Schlierseer einen Einakterabend, der im ganzen sehr erfolgreich verlief.

Zwar wirkte das erste Stück „Er hat etwas vergessen“ mit seiner künstlichen Naivität und Sentimentalität etwas matt, aber „Der blaue Teufel“, eine humorvolle Episode aus dem 70er Krieg, erweckte, dank der kernigen Art des Xaver Terofal, stürmische Heiterkeit.

Frankfurter Angelegenheiten.

Der Raubmord auf der Zeil. Die Sektion der Leiche wird heute Nachmittag um 2 Uhr auf dem Frankfurter Friedhof durch den Gerichtsarzt

Dr. Roth in Gegenwart des Ersten Staatsanwaltes, Geh. Justizrat v. Reden, und des Amtsgerichtsrates Dr. Menzen vorgenommen. Die Po-

lizei ist selbstverständlich eifrig auf der Suche nach den Verbrechern.



Kapitel 04

Entgegen dem Rat von Heiner Braun war Laura Rothe entschlossen, auf die Rückkehr von Polizeirat Franck zu warten. Auf dem Flur war es zugig und eiskalt. In regelmäßigen Abständen kamen Schutzleute die Treppe herauf, um kurz darauf unverrichteter Dinge wieder zu verschwinden. Anscheinend hatten die beiden Wachbeamten nichts Besseres zu tun gehabt, als bis in den letzten Winkel des Polizeipräsidiums hinauszuposaunen, dass vor Francks Büro die neue Polizeiassistentin aus Berlin herumsitze. Anders waren die verstohlenen Blicke und verlegen gemurmelten Begrüßungsfloskeln der Männer kaum zu deuten. Laura begegnete ihnen mit unbewegter Miene.

Nach einer halben Stunde zog sie ihren Mantel an, nach einer Stunde war sie so durchgefroren, dass sie sich nur noch wünschte, ihre Hände über einem Kaminfeuer wärmen zu dürfen. Mit allem hatte sie gerechnet: von unverbindlicher Freundlichkeit bis hin zu offener Ablehnung, aber bestimmt nicht damit, dass man sie schlichtweg vergaß! Ein schöner Empfang war das! Und wenn der Empfang schon so dürftig war – wer mochte wissen, was noch alles kam?

Als sie von der Bank aufstand, hatte sie das Gefühl, ihre Füße wären aus Eis. Ihr Magen knurrte, und ihr Kopf tat weh. Einen Moment lang war sie versucht, mit dem nächsten Zug zurückzufahren. Vielleicht war ja die Ge-

hilfenstelle beim Stadtpolizeiamt in Stuttgart noch frei, die sie zugunsten der vielversprechenderen Assistenz in Frankfurt ausgeschlagen hatte?

»Nein!«, hallte es trotzig auf dem leeren Flur wider. Sie hatte sich für diesen Beruf und diese Stadt entschieden. Aufgeben kam nicht in Frage! Entschlossen ging sie nach unten und teilte den beiden Wachbeamten mit, dass sie im Rapunzelgässchen 5 zu logieren beabsichtige und Polizeirat Franck einen neuen Termin nach dort melden möge. Die Männer starrten sie an, als hätte sie den Kaiser geduzt. Sie wartete eine Antwort erst gar nicht ab und ging.

Der Regen war stärker geworden und der Himmel in der Dämmerung fast schwarz. Mit der Trambahn fuhr sie zurück zum Centralbahnhof, dessen Eingänge noch immer polizeilich überwacht wurden. Das Vestibül bestreifte ein Beamter, der jeden männlichen Reisenden mit Argusaugen musterte. Unbehelligt löste Laura ihren Koffer aus. Im Lichtkegel einer Lampe suchte sie in ihrem Stadtführer nach dem Rapunzelgässchen.

»Kann ich Ihnen helfe, gnädiges Frölein?«, fragte ein schnurrbärtiger Perronwärter.

Laura hielt ihm die Karte hin. »Wenn Sie mir bitte zeigen könnten, wo sich das Rapunzelgässchen versteckt?«

Lächelnd deutete er auf ein Straßengewirr in der Nähe des Rathauses. »Ei, do isses doch!

Gleich beim Fünffingerplätzi. Awwer des Fünffingerplätzi könne Sie net finne, weil des kein offizielle Name net hat.«

»Ich suche ja auch nicht das Fünffingerplätzchen, sondern das Rapunzelgässchen!«

»Awwer wenn Se des Fünffingerplätzi erst gefunne hawwe, isses net mehr weit.«

Die Logik war bestechend. Laura faltete die Karte zusammen.

»Am beste nehme Sie die Droschke bis zum Paulsplatz, dann gehn Se zum Römer un gradwegs üwwer'n Sammstachsbärch, un dann um die Eck rum.«

Laura hatte keine Ahnung, was sie sich unter einem *Sammstachsbärch* vorstellen sollte. Aber für weitere Exkurse in die Frankfurter Geografie war es ihr zu kalt. Sie nahm ihren Koffer. »Haben Sie vielen Dank. Sie haben mir sehr geholfen.«

»Wenn Sie wolle, kann ich Ihne noch e bissi mehr von unserm scheene Frankfort erzähle, Frölein.«

»Das ist wirklich nett, aber es ist spät, und ich habe einen dringenden Termin«, log Laura und verabschiedete sich. Als sie den Bahnhof verließ, fing es an zu schneien. Das nasse Straßenpflaster glänzte im Schein der Laternen.

»Hawwe Sie schon von dem schreckliche Mord gehört?«, fragte der Kutscher, als er Lauras Koffer verstaute.

»Ja, sicher.« Sie rieb ihre Hände aneinander. Ihre Handschuhe waren entschieden zu dünn für diese Jahreszeit.

»Es is einfach net zu fasse! Am helllichte Mittach! Un der Herr Lichtenstein war so'n feine Mensch!«

»Ja«, sagte Laura. Sie war müde, sie hatte Hunger, und ihr war zum Gotterbarmen kalt. Und das Letzte, was sie interessierte, waren die Hypothesen eines Droschkenkutschers zu einem Mordfall. »Ich muss zum Paulsplatz.«

»Die letzt' Station«, sagte der Mann und schloss den Schlag. Laura war froh, dass sie

der einzige Fahrgast war. Sie machte die Augen zu und öffnete sie auch nicht, als zwei Herren zustiegen, die sich, wie konnte es anders sein, über den Mord an dem netten Herrn Lichtenstein erregten. Am Paulsplatz fragte sie einen Mann, der einen Handkarren mit Werkzeug hinter sich herzog, nach dem Rapunzelgässchen. Er bot an, sie hinzubringen.

Lächelnd zeigte sie auf den Karren. »Und was machen Sie damit?«

»Ei, stehe lasse«, sagte er gleichmütig.

»Und wenn ihn jemand stiehlt?«

»Ach, gehn Se fort, des aal Gelerch klaut doch niemand«, sagte er und ermahnte sie eindringlich, dass es gefährlich sei, abends allein durch die Stadt zu laufen. »Bei dem üble Diebsgesindel, wos sich hier alleweil erumtreibt!« Er nahm Lauras Koffer und marschierte so flott los, dass sie Mühe hatte zu folgen. Sie gingen über den Rathausplatz in eine schmale Straße, von der eine noch schmalere Straße abzweigte, in der die Häuser so eng beieinanderstanden, dass Laura das Gefühl hatte, die Giebel müssten sich irgendwo über ihr berühren.

»Wo wolle Sie dann genau hin?«, fragte ihr Begleiter.

Laura sah ein, dass es zwecklos wäre, ihm zu sagen, dass sie die restlichen Meter auch alleine zurücklegen könne. Sie nannte die Hausnummer, und er blieb vor einem Fachwerkhäuschen stehen, das aussah, als wollte es jeden Moment vornüber in die Gasse fallen. Zwei abgetretene Steinstufen führten zur Haustür. Eine schmiedeeiserne Lampe an der bröckelnden Fassade spendete spärliches Licht.

»Hätte Sie mal gleich gesacht, dass Se zum Häusi von der Müllerin wolle.«

»Müllerin?«, wiederholte Laura bestürzt. »Man sagte mir, dass hier ein Herr Braun wohnt! Und dass seine Frau Zimmer vermietet.«

Der Mann stellte den Koffer ab. »Ei, die Müllerin is halt die Müllerin. Auch wenn se die Frau Braun is.«

»Ach so«, sagte Laura. »Haben Sie herzlichen Dank für Ihre Mühe.«

»Awwer immer widder gern!« Er küsste ihre Hand und war kurz darauf in der Dunkelheit verschwunden. Laura schellte.

»Ich habe mich entschlossen, Ihr Angebot anzunehmen«, sagte sie, als Heiner Braun öffnete.

»Der Uhrzeit nach zu urteilen, haben Sie ein Weilchen mit der Entscheidung gerungen«, erwiderte er lächelnd und nahm ihren Koffer.

Sie folgte ihm in den dunklen Flur und legte ab. »Ich musste erst einmal herfinden.«

Heiner Braun hingte ihren Mantel und Hut an die Garderobe und bat sie in die Stube, die gerade genug Platz bot für eine Essecke, ein Sofa, zwei Sessel, Beistelltischen, Stehlampe und Buffet. Über dem Sofa hingen gerahmte Fotografien und vor den Fenstern sonnengelbe Vorhänge, die dem Zimmer etwas Fröhliches gaben. Laura bereute es, ihren Mantel ausgezogen zu haben, denn der Raum war ungeheizt. Heiner Braun stellte ihren Koffer ab und bat sie, Platz zu nehmen.

»Möchten Sie einen Tee oder Kaffee?«, fragte er.

»Einen Tee, bitte.«

Er verschwand nach nebenan. Ein warmer Luftzug streifte sie, und sie war versucht, ihm einfach hinterher zu gehen. Bevor sie es tun konnte, kam eine Frau herein. Sie trug ein schlichtes, dunkelblaues Kleid, hatte graues, zu einem Knoten gestecktes Haar und mochte Anfang sechzig sein. »Guten Abend«, sagte sie lächelnd. »Ich bin Helena Braun.«

Laura stellte sich ebenfalls vor. »Ich traf Ihren Mann im Polizeipräsidium. Er sagte, dass ich hier ein Zimmer bekommen kann.«

Helena Braun nahm Lauras Hand. »Liebes Kind! Sie sind ja völlig durchgefroren!«

»Ich musste im Präsidium recht lange warten.«

»Haben Sie wenigstens etwas gegessen?«

»Seit meiner Abfahrt in Berlin nicht.«

»Ich habe noch Zitronensuppe und gebackenes Weißkraut vom Mittag – wenn Sie möchten, stelle ich es für Sie auf.«

Laura lief das Wasser im Mund zusammen. »Bitte machen Sie sich keine Umstände.«

»Papperlapapp.« Helena Braun ging nach nebenan. Laura hörte sie mit ihrem Mann reden. Sie schienen über irgendetwas uneins zu sein. Kurz darauf brachte Heiner den Tee.

»Ich muss gestehen, dass ich nicht mehr damit gerechnet hatte, dass Sie noch kommen«, sagte er. »Sonst hätte ich die Stube angeheizt. Wir benutzen sie nur selten.«

Laura umschloss die Tasse mit beiden Händen. Der Geruch von Pfefferminze stieg ihr in die Nase. »Das macht nichts. Ich werde ohnehin gleich zu Bett gehen.«

»Dann will ich wenigstens in Ihrem Zimmer für etwas Wärme sorgen.«

Laura nickte. »Ich hoffe, Sie haben meinetwegen keine Unannehmlichkeiten.«

»Ach was. Helena meinte nur, dass ich hätte heizen sollen und dass es ungehörig sei, einen Gast zum Essen in die Küche zu bitten.«

»Und welche Meinung vertreten Sie?«

»Besser einfach gewärmt als vornehm gefroren.«

Laura lachte. »Sagen Sie Ihrer Frau, ich bin es gewohnt, in der Küche zu essen.«

Er betrachtete ihren Koffer. Er war aus feinstem Leder. »Helena hat einen Blick für die kleinen Dinge.«

»Der Koffer war das letzte Geschenk meines Vaters, bevor er seine finanziellen Zuwendungen an mich einstellte. Sie haben hoffentlich nichts dagegen, wenn ich der Wärme Ihres Küchenofens den Vorzug vor der Etikette gebe?«

»Ich nicht«, sagte er grinsend.

»Ihre Frau werde ich schon zu überzeugen wissen.«

Als Heiner Braun eine halbe Stunde später in die Küche kam, saßen die beiden Frauen plaudernd am Tisch. Vor Laura stand ein leerer Teller. Sie lächelte. »Ich habe Ihrer Frau

gerade gesagt, dass ich heute die beste Zitronensuppe meines Lebens gegessen habe.«

»Wenn man Hunger hat, schmeckt alles gut«, wiegelte Helena ab.

»Warum so bescheiden, meine Liebe?«, sagte Heiner. »Deine Kochkünste waren der maßgebliche Grund, warum ich dich überhaupt geheiratet habe.« Er nahm ihre Hand und küsste sie. »Es gab da zwar noch die eine oder andere zusätzliche Erwägung, die jedoch gegen einen gutgefüllten Magen kaum ins Gewicht fiel.«

Helena lachte. »Du bist der unmöglichste Mensch, den ich kenne!« Sie sah Laura an. »Als er mir zum ersten Mal begegnete, schwebte er zwischen Leben und Tod und verlangte nach einem Kaffee.«

»Ach was. Sie übertreibt.« Heiner stellte das Geschirr zusammen und räumte den Tisch ab. »Ehe ich es vergesse: Polizeirat Franck hat vorhin ausrichten lassen, dass er Sie morgen früh um sieben Uhr in seinem Büro erwartet, Fräulein Rothe. Was schauen Sie so?«

»Ich – nichts.« Laura wusste nicht, was sie sagen sollte. Männer, die Hausarbeit erledigten, kamen ihrer Erfahrung nach so häufig vor wie Fische in der Wüste.

»Haben Sie schon Näheres zu dem Mordfall erfahren können?«, fragte Heiner. »In den Abendzeitungen stand, dass es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um mindestens zwei Täter handelte.«

»Da wissen Sie mehr als ich«, sagte Laura. »Auf dem Weg hierher hatte ich allerdings ausreichend Gelegenheit, mich über verschiedene Mordtheorien zu informieren. Die Frankfurter scheinen überhaupt sehr mitteilbar zu sein. Nur mit Mühe konnte ich verhindern, dass die Antwort auf meine Frage nach dem Rapunzelgässchen in eine Abhandlung über die Stadtgeschichte ausartete.«

»Es kann nichts schaden, ein wenig über den Ort zu wissen, an dem man arbeitet und lebt, oder?«

Helena lachte. »Mein Mann ist ebenfalls sehr mitteilbar, was Frankfurts Geschichte angeht.«

»Entschuldigen Sie, ich wollte Sie nicht beleidigen«, sagte Laura verlegen. »Aber nach dreizehn Stunden Bahnfahrt stand mir der Sinn nach anderem.«

»Ich erzähle nur dann etwas, wenn ich sicher bin, dass mein Gegenüber es auch hören will!«, sagte Heiner.

»Kommissar Biddling kann ein Lied davon singen«, fügte Helena schmunzelnd hinzu. »Wie ich Heiner kenne, werden Sie täglich über sämtliche Vorkommnisse im Polizeipräsidium Bericht erstatten müssen.«

»Wie lange haben Sie mit dem Kommissar zusammengearbeitet?«, fragte Laura.

»Fast zweiundzwanzig Jahre. Aber das Kapitel Polizei hat sich für mich erledigt.«

Es war nicht allzu schwer, ihm anzusehen, dass sich das Kapitel alles andere als erledigt hatte. »Ich werde Sie gern auf dem Laufenden halten«, sagte Laura lächelnd. »Solange Sie es hören wollen.«

»Nun dann.« Er zog seine Taschenuhr hervor. »Du solltest dich umziehen, meine Liebe. Sonst kommen wir zu spät.«

»Wohin kommen wir zu spät?«, fragte Helena verwundert.

»Hast du es denn vergessen? Ich habe Karten fürs Orpheum besorgt.«

»Ich habe es ganz sicher nicht vergessen!«

Laura überraschte die Schärfe, die plötzlich in ihrer Stimme lag.

»Bitte verzeih. Natürlich nicht«, beschwichtigte Heiner und sah Laura an. »Wenn Sie nichts dagegen haben, zeige ich Ihnen jetzt Ihr Zimmer.«

Laura nickte.

»Wäre es möglich, mich morgen früh um sechs zu wecken?«, fragte sie, als sie ihm die knarrende Treppe nach oben folgte.

»Sicher.«

Im dritten Stock schloss er eine Tür auf und ließ Laura vorausgehen. Wie die Stube war

das Zimmer schlicht, aber mit Liebe zum Detail eingerichtet: Vorhang, Bettüberwurf, das gestärkte Deckchen auf dem Nachttisch und die akkurat gefalteten Handtücher auf dem Waschtisch waren himmelblau. An einem Holztisch in der Mitte des Raumes standen zwei mit gelben Auflagen versehene Stühle.

Der Holzkorb und die Kohlenschütte neben dem Ofen waren gefüllt; durch den Schieber sah Laura das Feuer flackern. Auf dem Nachtschränkchen brannte eine Petroleumlampe. Ihr Koffer stand vor dem Schrank.

»Ich hoffe, das Zimmer entspricht Ihren Erwartungen?«

Laura bejahte. Sie fragte nach dem Mietzins; er war geringer, als sie erwartet hatte.

»Kommissar Biddling hat auch schon hier gewohnt«, sagte Heiner Braun nicht ohne Stolz.

Laura fand es seltsam, dass ein Kommissar sich im Haus seines Untergebenen einmietete, aber sie schwieg. Früher oder später würde sie den Grund schon erfahren. Als Heiner gegangen war, räumte sie rasch ihre Sachen in den Schrank, kleidete sich für die Nacht und schlüpfte ins Bett. Mit einem wohligen Seufzer zog sie die Decke bis zum Kinn und streckte ihre steifen Glieder aus. Der Tag hatte besser geendet, als sie zu hoffen gewagt hatte. Sie versuchte sich auszumalen, was Polizeirat Franck morgen zu ihr sagen würde. Vielleicht sollte sie sich für alle Fälle ein paar Antworten zurechtlegen?

Eine Frauenstimme weckte sie auf. Im ersten Moment dachte sie, sie hätte verschlafen, aber als sie die Lampe hochdrehte, sah sie, dass es gerade halb sechs durch war.

»Ich habe Ihnen ausdrücklich aufgetragen, dass ich um halb sieben zu frühstücken wünsche!«

»Es tut mir leid, Fräulein Frick«, hörte Laura Helena Braun sagen.

»Ich habe Ihre Schusseligkeit ein für alle Mal satt! Und Ihr dummes Tablett nehmen Sie auf der Stelle wieder mit!«

»Bitte seien Sie doch leise. Ich habe noch andere Gäste.«

»Die anderen Gäste können ruhig hören, was in diesem liederlichen Haushalt vor sich geht!«

Helena Brauns Antwort klang resigniert; was sie sagte, war nicht zu verstehen. Am liebsten wäre Laura aus dem Bett gesprungen und hätte diese unverschämte Person zur Rede gestellt, aber sie rief sich zur Vernunft. Sie hatte kein Recht, sich in fremder Leute Angelegenheiten zu mischen.

Sie hörte Türeenschlagen und jemanden die Treppe hinuntergehen, dann war es still. Als Heiner Braun eine halbe Stunde später klopfte, hatte sie sich bereits angekleidet. Sie sah auf dem Stadtplan nach, wie sie vom Rapunzelgässchen zum Polizeipräsidium kommen würde und ging nach unten. Trotz der frühen Stunde war es in der Stube gemütlich warm. Auf dem Esstisch standen Brot, Butter, Konfitüre, Milch und Zucker. Helena brachte Kaffee. Ihre geröteten Augen verrieten, dass sie geweint hatte. Heiner schürte das Feuer und legte Holz nach. Die Ungezwungenheit des gestrigen Abends war wie weggewischt.

Laura hatte sich gerade gesetzt, als eine Frau hereinkam. Sie war kaum älter als sie selbst, trug ein schwarzes, hochgeschlossenes Kleid und sah aus, als hätte sie in ihrem Leben noch nie gelacht.

»Guten Morgen, Fräulein Frick«, sagte Heiner.

»Wenn das so weitergeht, werde ich mir eine andere Unterkunft suchen, Herr Braun!« Sie sah Laura an. »Und Ihnen empfehle ich, es mir gleichzutun, ehe Sie es bereuen.«

Helena goss Laura mit zitternden Händen Kaffee ein. »Kann ich Ihnen noch etwas bringen, Fräulein Rothe?«

Laura schüttelte den Kopf. Heiner Braun schloss den Ofen und stellte den Schürhaken beiseite. »Würden Sie mir bitte folgen, Fräulein Frick?«

»Wollen Sie mich auf die Straße setzen, weil ich es gewagt habe, ein paar Wahrheiten zu sagen?«

»Nein«, entgegnete er ruhig. »Aber wenn ich Sie recht verstehe, haben Sie soeben um die Auflösung Ihres Mietvertrags gebeten.«

»Ich habe bereits Vorauszahlung geleistet.«

»Die Sie selbstverständlich in voller Höhe zurückerhalten.«

»Sie wissen genau, dass ich auf die Schnelle keine adäquate Bleibe finde!«

»Ich räume Ihnen gerne eine ausreichende Frist zur Suche ein.«

»Danke. Ich verzichte.« Grußlos verließ sie das Zimmer.

Helena zuckte zusammen, als die Tür ins Schloss fiel. Heiner nahm ihr behutsam die Kaffeekanne aus der Hand. »Lass mich das machen.«

»Sie hat ihr Frühstück um halb sechs aufs Zimmer bestellt. Woher sollte ich denn wissen, dass sie plötzlich um halb sieben frühstücken will?«

»Selbst ein Frühstück für den Kaiser wäre es nicht wert, dass du dich so aufregst, hm?«

»Nicht ich habe es vergessen, sondern sie hat es vergessen!«

Er küsste sie auf die Stirn. »Ich weiß.«

Laura zeigte auf das Marmeladenglas. »Ihre Konfitüre schmeckt vorzüglich, Frau Braun.«

»Das sind Stadtwaldbrombeeren. Selbstgepflückt. Um das Aroma zu verbessern, füge ich einige Spritzer Zitronensaft hinzu.«

Heiner grinste. »Und einen ordentlichen Schuss Rum.«

»Musst du meine ganzen Küchengeheimnisse verraten?«, erwiderte Helena mit gespielter Entrüstung.

Laura verzog das Gesicht. »Na fein. Sollte Herr Polizeirat Franck mich nachher der Trunksucht bezichtigen, weiß ich wenigstens, warum.«

Helena lachte. »Da gibt es nur eins: Sie nehmen den Gegenbeweis gleich mit! Ich

packe Ihnen frisches Brot und Butter dazu.« Bevor Laura etwas erwidern konnte, war sie in der Küche verschwunden.

»Danke«, sagte Heiner.

»Wofür denn, Herr Wachtmeister?«

»Dass Sie sie zum Lachen gebracht haben«, sagte er ernst.

»Warum werfen Sie dieses impertinente Fräulein Frick eigentlich nicht hinaus?«

»Die Dinge sind nicht immer, was sie auf den ersten Blick zu sein scheinen. Im Grunde genommen ist sie ein armer Wurm.«

»Das gibt ihr noch lange nicht das Recht, sich wie ein solcher aufzuführen, oder?«

Heiner blieb ihr die Antwort schuldig.

Als Laura aus dem Haus ging, war die Straße weißgefroren, und die Luft schnitt beim Atmen in die Lungen. Noch lag die Ruhe der Nacht über der Stadt. Sie erreichte das Polizeipräsidium kurz vor der Zeit. Hier und dort brannte schon Licht. Im Flur schien es noch kälter zu sein als am Vortag, aber diesmal musste Laura nicht lange warten. Um Punkt sieben bat ein Polizeidiener sie in Francks Büro.



Richard hatte das Gefühl, gerade erst eingeschlafen zu sein, als Louise ihn weckte. Er hatte etwas Schreckliches geträumt, aber er konnte sich nicht erinnern, was es gewesen war. Sein Kopf schmerzte, als wollte er zerspringen. Louise brachte frisches Wasser, und nachdem er Gesicht und Hände gewaschen hatte, fühlte er sich besser.

H. Wilhelms, Fräulein Frick, K. Hopf. Keiner der drei Namen war in Lichtensteins Kartei verzeichnet. Vielleicht würde die Sichtung der übrigen Unterlagen Klärung bringen? Eine vordringliche Aufgabe musste es sein, nach der Herkunft der Gegenstände zu forschen, die der oder die Täter am Tatort zurückgelassen hatten: der Manschettenknopf

und das Seil. Falls der Knopf überhaupt von den Tätern stammte. Immerhin bestand auch die Möglichkeit, dass ein Kunde ihn verloren hatte. Unter den Schreibtisch im Kontor fiel kaum Licht; der Knopf konnte seit Tagen unbemerkt dort gelegen haben.

»Guten Morgen!«

Richard fuhr zusammen und sah zur Tür. Victoria trug ein grünes Hauskleid. Ihr Haar war mit Kämmen hochgesteckt. »Sehe ich so fürchterlich aus, dass du dich vor mir erschrickst?«

»Nein, ich bin ...«

»... in Gedanken schon wieder im Präsidium.«

Er küsste sie auf die Stirn. »Du siehst wunderschön aus.«

»Du lenkst vom Thema ab, mein Lieber.«

Er lächelte. »Du bist früh auf.«

»Deine Töchter bestehen darauf, mit dir zu frühstücken.«

»Nur meine Töchter?«

Sie unterdrückte ein Gähnen. »Also, wenn ich ehrlich bin: Allzugut geschlafen habe ich nicht.«

»Vielleicht solltest du vor dem Zubettgehen keine Dramen lesen.«

»Was denn! Du warst in meinem Zimmer und hast mich nicht geweckt?«

»Du sahst so friedlich aus.«

»Das war ich ganz und gar nicht.«

Er seufzte. »Dein Vater ist manchmal schwer zu ertragen.«

»Wenn du mit ihm uneins bist, dann kläre das in Zukunft bitte unter vier Augen, statt deiner Tochter den Geburtstag zu verderben.«

Richard presste seine Hände gegen die Schläfen. »Es tut mir leid.«

Sie berührte sein Gesicht. »Du siehst müde aus.«

»Es war spät gestern Abend.«

Flora stürzte ins Zimmer und fiel Richard um den Hals. »Guten Morgen, Papa!«

Schmunzelnd machte er sich los. »Was fällt dir ein, einen alten Mann zu solch früher Stunde rücksichtslos zu überfallen?«

»Du bist doch gar nicht alt! Hat dir Mama schon von Malvida erzählt?« Sie nahm ihn bei der Hand. »Komm mit, ich zeig sie dir!«

»Ich erwarte euch unten«, sagte Victoria lächelnd.

»Du musst mir helfen, Malvida ganz viele Kunststückchen beizubringen«, bat Flora, als sie mit Richard ins Esszimmer kam.

»Erst einmal braucht sie Zeit, sich an ihr neues Zuhause zu gewöhnen«, entgegnete er.

»Guten Morgen, Vater.« Vicki saß neben Victoria. Sie war perfekt gekleidet und frisiert, im Gegensatz zu Flora, der die blonden Locken vorwitzig in die Stirn fielen.

»Guten Morgen«, sagte Richard und nahm Platz. Ein Mädchen schenkte ihm Kaffee ein.

»Malvida wird sich bestimmt ganz schnell eingewöhnen, Papa. Und dann musst du mir helfen, sie zu dressieren!«

»Setz dich, Flora!«, mahnte Victoria.

Richard trank einen Schluck. »Ich werde in der nächsten Zeit sehr viel arbeiten müssen, Florchen.«

Flora nahm ein halbes Brötchen und bestrich es dick mit Butter und Marmelade. »Ich weiß. Weil nämlich jemand dem Herrn Lichtenstein den Schädel gespalten hat, stimmt's? Und überallhin ist Blut gespritzt.«

Vicki verzog angewidert das Gesicht.

»Wer erzählt denn so ein Zeug!«, meinte Richard ungehalten.

Flora zuckte mit den Schultern. »Der Stallbursche behauptet, dass das die Leute in der Stadt sagen. Aber Mama hat ihn ordentlich ausgeschimpft.«

»Damit hatte sie auch recht.«

»Wenn Karl einen Hammel in zwei Teile säbelt, spritzt das Blut bestimmt auch überallhin.«

»Flora, bitte hör auf!«, rief Vicki.

»Wer ist Karl?«, fragte Richard.

»Na, der Mann, bei dem wir gestern Malvida abgeholt haben. Er wohnt in einem großen Haus in Niederhochtstadt, und hinter

dem Stall hat er einen Fechtboden und große und kleine Degen und einen dicken Säbel dazu. Und ein Spiegelzimmer hat er, aber das ist abgeschlossen, und ich darf erst hinein, wenn wir wiederkommen. Karl ist wirklich nett, und Mama mag ihn auch. Bloß Vicki kann ihn nicht leiden.«

»Herr Hopf sollte sich erst einmal um die passenden Umgangsformen bemühen«, entgegnete Vicki.

Richard starrte sie an. »Wie heißt der? Hopf?«

»Karl Hopf. So hat er sich uns jedenfalls vorgestellt.«

»Kennst du ihn?«, fragte Victoria überrascht.

Richard stand auf. »Hat er Kontakte nach Frankfurt?«

»Er erzählte, dass seine Hunde sich bei den Frankfurter Damen großer Beliebtheit erfreuen. Warum fragst du?«

»Ich muss ins Präsidium.«

»Du hast gar nichts gegessen, Papa!«, tadelte Flora.

»Iss einfach ein bisschen was für mich mit, ja?«

»Warum willst du denn auf einmal so schnell fort?«

Er strich ihr übers Haar. »Wenn dir jemand einen lieben Menschen nehmen würde, dann wolltest du doch bestimmt, dass die Verantwortlichen schnell gefunden und bestraft werden, oder?«

»Der liebste Mensch auf der ganzen Welt bist du«, verkündete Flora feierlich. »Und Mama natürlich. Und Vicki. Und manchmal auch Großpapa. Und wenn euch jemand etwas zuleide täte, dann würde ich mit ihm das Gleiche machen wie Karl mit dem Hammel!«

»Das solltest du besser dem Scharfrichter überlassen«, sagte Richard lächelnd.

Als er eine halbe Stunde später ins Polizeipräsidium kam, wartete Kommissar Beck vor seinem Büro. »Franck will uns sprechen.«

»Und warum?«

Beck zuckte die Schultern. »Sein Diener sagte, die morgendliche Zeitungslektüre sei ihm auf den Magen geschlagen.«

Richard hatte Polizeirat Franck selten außer sich erlebt. Heute war er es. Er deutete auf einen Stapel Zeitungen. »Erklären Sie mir auf der Stelle, was das soll, meine Herren!«

Richard und Beck wechselten einen verständnislosen Blick.

»Kleine Kostprobe gefällig?« Franck nahm das zuoberst liegende Blatt. *»Im Piafortelager lag die Leiche vor einem Bechsteinflügel. Die Beine waren übereinandergeschlungen, der Körper leicht gekrümmt. Eine große Blutlache in der Nähe zeigte, dass die Leiche vorher eine andere Lage innegehabt hatte. Man nimmt an, dass die Bluttat von mindestens zwei Tätern verübt wurde, die sich vielleicht zum Vorwand Klaviere zeigen ließen. Die Verbrecher sind vermutlich auch mit Blut bespritzt gewesen.«*

Er warf die Zeitung auf den Schreibtisch und nahm die nächste zur Hand. *»Der Tod durch Erdrosselung ist nicht festgestellt, dagegen sind mehrere der furchtbaren Kopfhiebe tödlich gewesen. Diese Verletzungen rühren von einem scharfkantigen Instrument her, einem scharfen Eisen, Meißel oder Stichhammer. Die Kopfhaut wurde durchschnitten und der Schädel zertrümmert. Das Gehirn drang aus der Schädelhöhle und quoll auf die Kleider. Wer von Ihnen ist für den verdammten Kram verantwortlich?«*

»Von uns stammen diese Informationen nicht«, sagte Richard.

»Ach nein? Haben Sie der Journaille etwa Zugang zur Leiche gewährt, damit sie sich selbst ein passendes Bild machen konnte?«

»Ich möchte Sie darauf hinweisen, dass der Tote von mehreren Zeugen aufgefunden wurde.«

»Zu diesem Zeitpunkt wurde sicherlich nicht über Mordwerkzeuge und Täteranzahl diskutiert!«

»Bestimmt hat das dieser einfältige Posten ausgeplaudert, der die Eingangstür bewachen sollte«, sagte Beck.

»Das ist nicht mehr als eine Mutmaßung«, wandte Richard ein. Es ärgerte ihn, dass Beck dem Jungen die Schuld zuschob, ohne ihn vorher angehört zu haben.

Franck sah Richard an. »Ich verlange, dass Sie dafür Sorge tragen, dass dergleichen nicht mehr vorkommt. Und jetzt geben Sie mir eine Zusammenfassung über den Sachstand.«

Als Richard seinen Bericht beendet hatte, meldete sich Kommissar Beck zu Wort. »Im Aschekasten des Ofens im Kontor fand ich die verkohlten Reste eines zweiten Manschettenknopfs, so dass man entgegen der von Kommissar Biddling geäußerten Ansicht sehr wohl davon ausgehen kann, dass der Knopf unter dem Schreibtisch von einem der Täter stammt. Vermutlich hat er seine blutbesudelten Manschetten verbrannt und nicht gemerkt, dass einer der Knöpfe zu Boden fiel.«

Richard fragte sich, warum Beck ihm das gestern Abend nicht gesagt hatte. Versuchte er etwa, sich auf seine Kosten zu profilieren? Er sah Franck an. »Wir brauchen dringend zusätzliche Beamte zur Abklärung von Hinweisen und Spuren, Herr Polizeirat.«

»Legen Sie mir eine Liste der zu erledigenden Aufträge vor, und ich werde entsprechenden Personal besorgen«, stimmte Franck zu.

»Darf ich noch etwas anmerken?«, fragte Kommissar Beck.

Franck nickte.

»Ich schätze die Arbeit und die Person von Dr. Popp in hohem Maße, aber dass eine Frau an einer solchen Tat beteiligt gewesen sein könnte, halte ich für ausgeschlossen.«

»Ich auch.« Franck sah zur Uhr und verzog das Gesicht. »Wenn Sie noch einen Moment Zeit haben, können Sie gleich unsere neue Mitarbeiterin kennenlernen.«

Das Erste, was Laura sah, als sie ins Büro geführt wurde, war ein Eichenholzschreibtisch, hinter dem ein dicker Mann mit Halbglätze und Doppelkinn saß. Dann fiel ihr Blick auf die beiden Beamten neben der Tür. Es waren dieselben, die sie gestern auf dem Weg zum Präsidium in das Haus an der Katharinenkirche hatte gehen sehen.

Franck stand auf und gab ihr die Hand. »Willkommen in Frankfurt, Schwester Rothe.«

»Wenn Sie erlauben, Herr Polizeirat: Die Anrede Fräulein wäre mir lieber.«

»So«, sagte er. »Wäre sie das.«

Laura hätte sich am liebsten geohrfeigt. Da dachte sie sich wohlfeile Antworten auf alle möglichen Fragen aus und trat schon bei der Begrüßung in den ersten Fettnapf. »Ich freue mich sehr, dass ich hier sein darf«, sagte sie.

»Bevor ich Sie in Ihr zukünftiges Arbeitsfeld einweise, will ich Ihnen zwei Mitarbeiter der Kriminalabteilung vorstellen.« Franck sah den älteren der beiden Männer an. »Kommissar Biddling. Er leitet die Ermittlungen in der Mordsache Lichtenstein, von der Sie sicherlich gehört haben.«

»Ja.« Laura bemühte sich, Biddling nicht allzu neugierig zu mustern. Das war also der Mann, der in ihrem Zimmer gewohnt und die Frau geheiratet hatte, deren Kaffeetassen Wachtmeister Braun so sorgsam hütete. Er war groß und schlank und sein Haar fast vollständig ergraut. Er musste um einiges jünger sein als Braun, aber Laura fiel es schwer, sein Alter zu schätzen. Er sah müde aus; sein Händedruck war warm und fest.

Francks Blick wanderte zu dem jüngeren Beamten, der nicht ganz so grobschlächtig wirkte, wie Laura ihn in Erinnerung hatte. »Kommissar Beck.«

Auch Beck gab ihr die Hand. Sein Gesicht zeigte einen Ausdruck, den sie nur zu gut kannte: Eine Mischung aus Gleichgültigkeit und Arroganz.

»Sie kommen aus Berlin, Fräulein Rothe?«, fragte Kommissar Biddling.

»Ja. Warum?«

»Das ist auch meine Heimat. Aber ich war lange nicht mehr dort.«

Laura lächelte. »Nun, dann werde ich Ihnen bestimmt Interessantes zu berichten haben.«

»Sie sollten sich zunächst einmal mit Berichten über ihren neuen Dienstort begnügen«, bemerkte Franck und wandte sich an die beiden Kommissare. »Sie können gehen, meine Herren.«

Biddling und Beck verließen das Büro. Franck forderte Laura auf, Platz zu nehmen und setzte sich ebenfalls. »Ich bin mir durchaus im Klaren darüber, dass Ihnen gewisse Regeln im Umgang mit Personen unterschiedlicher Dienstränge innerhalb eines Behördenapparates nicht geläufig sind, aber um Irritationen auf beiden Seiten zu vermeiden, erwarte ich, dass Sie sich die entsprechenden Kenntnisse baldmöglichst aneignen.«

»Ja.«

»Ich möchte des Weiteren nicht verhehlen, dass ich kein Befürworter einer weiblichen Polizei bin. Nicht etwa, weil ich Frauen geringschätze, im Gegenteil: Ich bin der Meinung, dass die schmutzigen Dinge, mit denen wir uns von Berufs wegen täglich befassen müssen, der weiblichen Natur ganz und gar zuwiderlaufen.«

Laura hätte ihn gerne gefragt, ob er schon einmal die Zustände in einem städtischen Krankenhaus oder in einer Fürsorgeanstalt studiert habe, in denen Frauen ohne jedes männliche Bedenken seit Jahr und Tag in Schmutz und Elend arbeiteten.

»Es ist beabsichtigt, Sie zunächst für neun Monate befristet als Polizeiasistentin anzustellen«, fuhr Franck fort. »Das bedeutet, dass Sie sich zur unbedingten Treue und Loyalität gegenüber Ihrem Dienstherrn verpflichten, das Amtsgeheimnis wahren und sich inner- wie außerhalb Ihres Dienstes stets vorbildlich verhalten. Nebenbeschäftigungen jeder Art sind untersagt, es sei denn, ich habe sie vorab schriftlich gestattet. Sollten Sie sich

bewähren, kann Ihr Dienstvertrag verlängert werden. Sie werden als Assistentin in der Sittepolizei verwendet, und zu Ihren Aufgaben wird es gehören, in der Kinderfürsorge unterstützend tätig zu sein, bei polizeiärztlichen Untersuchungen zu assistieren und für verwehrte und der Verwehrlosung entgegenstehende Frauenspersonen Schritte einzuleiten. Sozusagen mit dem Ziel, der Frau durch die Frau zu helfen. Außerdem werden Sie bei der Einlieferung und Vorführung weiblicher Gefangener durch die Schutzmannschaft sowie bei Verhören darüber wachen, dass Sitte und Anstand nicht verletzt werden. Ihr Vorgesetzter wird Kriminalkommissar von Lieben sein, in seiner Abwesenheit Kriminaloberwachtmeister Heynel.«

»Werde ich auch auf dem Gebiet der kriminalistischen Polizeitätigkeit eingesetzt?«, fragte Laura.

Franck sah sie an, als hätte sie ihn um die Erlaubnis gebeten, sein Büro in die Luft zu sprengen.

»Verzeihen Sie, Herr Polizeirat. Ich dachte, jetzt, wo dieser schreckliche Mordfall geschehen ist?«

»Der Mordfall braucht Sie nicht zu kümmern, Fräulein Rothe.« Er rieb sich nachdenklich sein Kinn. »Vielleicht wäre es aber in Anbetracht der Ereignisse möglich, dass Sie, statt wie vorgesehen am ersten März, schon heute Ihren Dienst antreten?«

Laura schluckte ihre Enttäuschung hinunter. »Selbstverständlich, Herr Polizeirat.«

»Gut. Dann wäre als Letztes die Frage der Dienstkleidung zu klären. Es wird Ihnen freigestellt, entweder Ihre Schwestertracht zu tragen oder auf eigene Kosten eine angemessene und zweckmäßige Ausstattung anfertigen zu lassen.«

»Was darf ich bitte unter einer angemessenen und zweckmäßigen Ausstattung verstehen?«

»Sicherlich nichts in der Art, das Sie gerade tragen, Fräulein Rothe«, sagte Franck

kühl. »Sie sollten sich bewusst sein, dass Sie als erste und einzige Frau im Polizeidienst der Stadt Frankfurt unter ständiger Beobachtung sowohl der Beamten als auch des Publikums stehen. Davon abgesehen, wird unbedingt Wert darauf gelegt, dass Sie jederzeit in Ihrer Eigenschaft als Bedienstete erkennbar sind und ...«

»Aber doch nicht als Krankenschwester!«

»... und alles vermeiden, was Außenstehende zu dem Schluss verleiten könnte, dass Sie in Ihrem Amt nicht die angemessene Sittsamkeit und Moral an den Tag legen! Mein Bürogehilfe wird Sie jetzt zu Herrn Kriminalkommissar von Lieben führen. Alles Weitere besprechen Sie bitte mit ihm.«

Mit gesenktem Kopf folgte Laura dem Polizeidiener aus dem Büro. Hatte sie ernsthaft geglaubt, mit einem Berufswechsel der Engstirnigkeit und Verbohrtheit einer Gesellschaft zu entkommen, die Frauen bestenfalls als hübschen Zierrat oder passende Partie zum Heiraten sah? Eine verantwortungsvolle Stellung hatte man ihr angeboten – und sie durfte nicht einmal über ihre Kleidung bestimmen!

Kommissar von Liebens Büro lag am anderen Ende des Flurs. Der Polizeidiener nickte Laura aufmunternd zu und ging. Sie klopfte, und als keine Antwort kam, drückte sie die Klinke. Das Büro war kaum halb so groß wie das Amtszimmer von Polizeirat Franck und mit Aktenschränken, Regalen und zwei Schreibtischen vollgestellt. An einem davon saß ein etwa fünfzigjähriger Mann mit wässrigen Augen. Über seine Wangen zog sich ein Geflecht blauvioletter Äderchen. Laura hatte in ihrem Leben schon zu viele Trinker gesehen, um nicht zu wissen, dass sie einen vor sich hatte.

»Was fällt Ihnen ein, ohne Voranmeldung hereinzuplatzen!«, herrschte er sie an.

»Ich habe geklopft, Herr Kommissar.«

»Ach? Und mit wem habe ich die Ehre?« Bevor sie antworten konnte, kam ein Mann

herein. Er war groß und stattlich, hatte schwarzes Haar und mochte Anfang dreißig sein.

»Lassen Sie mich raten«, sagte er mit einem breiten Lächeln. »Laura Rothe, Polizeiassistentin aus Berlin?« Laura nickte; er gab ihr die Hand. »Martin Heynel, Kriminaloberwachtmeister des Königlichen Polizeipräsidiums zu Frankfurt am Main.«

Laura wusste nicht, ob sie ihn sympathisch oder unsympathisch finden sollte. Seine Stimme klang jedenfalls angenehm.

»Wie viele haben wir heute Morgen?«, fragte Kommissar von Lieben.

»Vier«, sagte Heynel. »Alles gute Bekannte.« Als er Lauras fragenden Blick sah, grinste er. »Wenn Sie schon da sind, kommen Sie am besten gleich mit.«

Laura ärgerte es, dass er einfach über sie verfügte. »Und wohin, bitte?«

»Hat Ihnen unser werter Herr Polizeirat etwa nicht erzählt, welche verantwortungsvolle Aufgabe Sie allmorgendlich erwartet?«

»Er wies mich darauf hin, dass Herr Kommissar von Lieben mein Vorgesetzter ist und dass ich mich mit Fragen an ihn zu wenden habe!«

Martin Heynel lachte. »Das Beantworten von Fragen wurde an mich delegiert. Stimmt's, Chef?«

Kommissar von Lieben nickte. »Sehen Sie zu, dass Sie die Sache ohne viel Aufhebens über die Bühne bringen.«

»Ihr Wunsch ist mir wie immer Befehl. Ich werde Zouzou die allerbesten Grüße ausrichten.«

»Verdammt noch mal!«, rief von Lieben. »Scheren Sie sich endlich raus! Ich habe zu arbeiten!«

»Jawoll, Herr Kommissar!« Er sah Laura an. »Wenn Sie mir bitte folgen würden, Polizeiassistentin?«

Es war das erste Mal, dass sie jemand mit ihrer neuen Berufsbezeichnung ansprach, und es machte sie stolz. *Es ist keine Schande, eine Schlacht zu verlieren, wenn nur der Krieg gewonnen wird!* Wenn ihr Vater geahnt hätte,

welche Auswirkungen seine Barrasweisheiten auf seine Tochter haben würden, hätte er sicher geschwiegen. Sie gingen über den Flur zur Treppe.

»Denken Sie an Weihnachten?«, fragte Martin Heynel.

Laura sah ihn irritiert an. Er grinste. »Nur so eine Redensart. Wenn meine Schwester oder ich früher traurig waren, sagte mein Vater: *Denkt an Weihnachten, Kinder!* Und schon war unsere gute Laune wiederhergestellt. Zu Heiligabend gab's nämlich Fleisch-einlage in der Suppe und neue Strümpfe.«

Laura lachte. »Ihr Vater ist ein kluger Mann.«

»Er war dumm genug, die falsche Frau zu heiraten.«

Seine Worte klangen unversöhnlich und standen in so offenkundigem Gegensatz zu seinem bisherigen Verhalten, dass Laura sich fragte, weshalb er einer Fremden so etwas offenbarte.

Als fürchtete er ihre Reaktion, ging er voraus. Über einen Innenhof gelangten sie auf die Straße und von dort durch einen Torbogen zu einem zweistöckigen Backsteinbau.

»Das Polizeigefängnis der Stadt Frankfurt«, erklärte Heynel. »Die Männerabteilung bietet einhundertachtunddreißig, die Frauenabteilung einhundertzwei Plätze. Sollte das nicht ausreichen, gibt's im Keller Zellen für fünfundzwanzig weitere Mann. Außerdem haben wir hübsche Krankenzimmer, Baderäume sowie eine Bedürfnisanstalt für unsere Übernachtungsgäste. Und für besonders hartnäckige Fälle ein paar Tob- und Strafzellen. Im Erdgeschoss finden Sie die Wache, Militärbüros, das Arztzimmer und die Aservatenkammer.«

Er begrüßte den Wachbeamten, einen ungeschlachten Kerl mit fettig glänzender Stirn. »Guten Morgen, Kröpplin! Ich hoffe, die Damen sind geschminkt und frisiert?«

»Sie erwarten dich schon sehnsüchtig, Heynel! Wen hast du denn da Schönes mitgebracht?«

»Polizeiassistentin Rothe wird von heute an darüber wachen, dass wir uns gegenüber unseren weiblichen Gästen anständig benehmen.«

»Aber das tun wir doch längst, oder?«, sagte Kröpplin mit einem Grinsen, das so schmierig war wie sein Gesicht.

»Dann haben Sie ja nichts zu befürchten, meine Herren!« Das kumpelhafte Benehmen von Martin Heynel missfiel Laura genauso wie der anzügliche Blick dieses einfältigen Kröpplin.

»Die mir von Polizeirat Franck verordneten Regeln im Umgang zwischen Personen unterschiedlicher Dienstränge werden offenbar nicht überall gleichermaßen praktiziert«, kommentierte sie bissig, als sie die Wache verließen.

Martin Heynel lachte. »Nicht die Regeln sind das Wichtigste, sondern das Erkennen des richtigen Zeitpunkts ihrer Anwendung. Was Wachtmeister Kröpplin angeht, so mag er zwar ein bisschen ungehobelt sein, aber wenn es darauf ankommt, kann ich mich auf ihn verlassen.«

Sie durchquerten einen zweigeteilten Innenhof, an den sich ein kleineres Gebäude anschloss. Martin Heynel machte eine ausholende Handbewegung. »Das ist der sogenannte Weiberhof. In dem Haus werden jeden Morgen die über Nacht eingelieferten Huren amtsärztlich untersucht. Sie werden dem Arzt assistieren. Als ausgebildeter Krankenschwester dürfte Ihnen diese Aufgabe nicht fremd sein.«

Offenbar hatte er sich gründlich über sie informiert. Schweigend folgte Laura ihm in das Untersuchungszimmer, ein weißgestrichener Raum mit nichts als einem Stuhl, einem Tisch und einer Liege darin. Die Vorhänge vor den Fenstern waren zugezogen, die elektrische Beleuchtung wirkte unnatürlich hell.

»Bringen Sie die Erste rein«, forderte Heynel einen Schutzmann auf, der kurz da-

rauf mit einer jungen, stark geschminkten Frau zurückkam. Sie trug ein rosafarbenes Kleid mit appliziertem Glitter und tiefem Dekolleté. Ihr rotes Haar war mit künstlichen Haarteilen und Bändern zu einer ausladenden Frisur gesteckt, die sich nach der Nacht im Polizeigewahrsam genauso aufzulösen begann wie ihre Schminke.

»Guten Morgen, Zouzou«, sagte Martin Heynel. »Viele Grüße vom Chef.«

»Er soll sich verdammt noch mal zum Teufel scheren!« Ihr Blick fiel auf Laura. »Was will die hier?«

»Ich werde bei der Untersuchung darüber wachen, dass Sitte und Anstand gewahrt bleiben«, erklärte Laura.

Zouzou brach in Gelächter aus. »Sitte und Anstand? Willst du mich verscheißern, Schätzchen? Sitte und Anstand! Hahaha!«

Martin Heynel feixte. »Tja, es brechen neue Zeiten an, Zouzou. Polizeiasistentin Rothe wird mich jetzt jeden Morgen begleiten. Du solltest also ein bisschen netter zu ihr sein.«

»Meine Anwesenheit liegt in Ihrem Interesse«, sagte Laura. »Wenn Sie irgendwelche Probleme haben, können Sie diese mit mir im Anschluss an die Untersuchung besprechen. Ich werde versuchen, Ihnen zu helfen.«

»Na, dann bitte ich mal um die Erstattung meines entgangenen Lohns für die Nacht. Das ist nämlich im Moment mein größtes Problem, Frau Polizeiasistentin!«

Ein hagerer Mann im Arztkittel kam herein. Er stellte sich Laura als Dr. Reich vor. Zouzou begann, ihr Kleid aufzuknöpfen. »Verdammt kalt hier, Oberwachtmeister!«, sagte sie zu Heynel, der ihr ungeniert zusah.

»Also, mir wird gerade ziemlich warm zumute«, entgegnete er grinsend.

Laura senkte beschämt den Kopf. Legte er es darauf an, sie zu provozieren? Dr. Reich packte sein Stethoskop aus und begann mit der Untersuchung. Sein Gesicht zeigte keine Regung, während Zouzou mit spöttischer

Miene seinen Anweisungen folgte. Laura sah zu, wie er die Dirne am ganzen Körper abtastete, ihre Genitalien begutachtete, ihr in Mund und Ohren schaute. Noch nie war sie sich so fehl am Platz vorgekommen. Am liebsten wäre sie gegangen.

»Anziehen! Die Nächste!«, befahl Dr. Reich.

Die Nächste hieß Claire und die Übernächste Colette, und sie ähnelten Zouzou nicht nur im Alter und Aussehen, sondern auch im Benehmen, so dass Laura sich auf eine knappe Begrüßung beschränkte und die übrige Konversation Martin Heynel überließ.

Umso überraschter war sie, als die vierte Frau hereingeführt wurde. Sie war älter als die anderen, dezent geschminkt, und wusste sich zu benehmen. Aber das Auffälligste war ihre Garderobe: Sie trug ein mit Glaskorallen besticktes Kleid aus graublauem Samt und darüber einen eleganten Abendmantel aus weißem Tuch.

»Du solltest deine Bildungsabende ins Umland verlegen, Zilly«, spottete Heynel. »In Frankfurt bist du zu bekannt.«

»Ich wüsste nicht, warum ich als Abgaben zahlende Bürgerin dieser Stadt nicht ins Theater gehen dürfte, Herr Oberwachtmeister!«

»Ins Theater darfst du schon, bloß nicht ins Parkett.«

Zilly sah Laura an. »Es gibt Menschen, die die Moral gepachtet und dabei vergessen haben, dass Pacht per se das Eigentum an der Sache ausschließt.«

»Du redest ja heute wieder ausnehmend klug daher, Fräulein Zilly«, bemerkte Martin Heynel süffisant.

»Ausziehen!«, befahl Dr. Reich.

»Zilly arbeitet in der *Laterna Magica*, das Grandhotel unter den Frankfurter Bordellen«, sagte Martin Heynel, als sie auf dem Rückweg ins Polizeipräsidium waren. »Die Kundschaft ist entsprechend betucht und legt Wert auf einwandfreie Umgangsformen

und stilvolles Ambiente. Die Dirnen sprechen sich untereinander mit Fräulein an und tragen ihre gepuderten Näschen ziemlich hoch.« Als Laura ihn fragend ansah, lächelte er. »Auch unter Prostituierten gibt es Regeln im Umgang zwischen Angehörigen unterschiedlicher Ränge. Aber die müssen Sie ja nicht gleich alle am ersten Tag lernen. Ich würde Ihnen gern unser Dienstgebäude zeigen. Oder haben Sie genug von mir?«

»Ganz und gar nicht.« Am liebsten hätte Laura ihre Worte zurückgenommen, als sie seinen selbstgefälligen Gesichtsausdruck sah. Wie ein Jäger, der seine Beute in der Schlinge glaubte!

Er zwinkerte ihr zu. »Was schauen Sie so verdrießlich, Polizeiasistentin? Ist das Wetter etwa nicht trübe genug?«

Laura zuckte die Schultern. Sie wusste einfach nicht, wie sie mit ihm umgehen sollte. Noch nie war ihr ein Mensch von so widersprüchlichem Charakter begegnet wie Martin Heynel.

Den halben Vormittag führte er sie durch das Präsidialgebäude, erklärte ihr geduldig die Aufgabengebiete der einzelnen Abteilungen: Verwaltungssachen, Gewerbeangelegenheiten, Statistik, Überwachung der Lotterien, Transportwesen, Sicherheits- und Ordnungsdienst, Kriminalpolizei. Er stellte sie den Beamten des Einwohnermeldeamts vor, zeigte ihr, wo die Arbeitszimmer des Polizeipräsidenten und seines Stellvertreters lagen, begleitete sie zur Registratur und in die Bibliothek, und Laura erappte sich dabei, dass sie den Rundgang mit ihm zu genießen begann. Auf dem Dachboden bestaunte sie die Vorrichtungen zum Brandschutz und im Keller die moderne Heizungsanlage, die aus zwei zentralen Feuerstellen bestand, über die erwärmte Luft durch Schächte in alle Diensträume geleitet wurde, so dass auf die ansonsten üblichen Öfen verzichtet werden konnte.

Ihre Fragen beantwortete der Oberwachtmeister kompetent und erschöpfend, und so erfuhr Laura nicht nur allerlei über Regeln

und Richtlinien, sondern auch, wie sie auf dem kürzesten Weg zum Erkennungsdienst kam, und dass es sich bei dem durch einen Gang mit dem Präsidium verbundenen zweistöckigen Gebäude an der Klapperfeldstraße um die Dienstwohnung des Polizeipräsidenten handelte, in der es drei Wohnzimmer und fünf Schlafzimmer gab.

Bei ihrer Rückkehr war von Liebens Büro leer. Ungeniert nahm Martin Heynel am Schreibtisch seines Vorgesetzten Platz und suchte Schriftstücke heraus, die er Laura zu lesen gab: Strafanzeigen wegen Gewerbsunzucht und Kuppelei, Niederschriften über polizeiliche Maßnahmen gegen liederliches Umhertreiben, Berichte über das Erregen öffentlichen Ärgernisses durch die Verletzung der Schamhaftigkeit. Nach der Mittagszeit hatte Laura im Polizeigefängnis Gelegenheit, bei einem Verhör einer Fabrikarbeiterin anwesend zu sein, die wegen Abtreibung verhaftet worden war. Danach entschuldigte sich Martin Heynel, weil er Überprüfungen in der Stadt vorzunehmen habe. Um was es sich dabei handelte, sagte er nicht. Seine Empfehlung, ein wenig in der Bibliothek zu stöbern, nahm Laura gern an.

Als sie zurück ins Büro kam, war es früher Abend. Kommissar von Lieben saß an seinem Schreibtisch. »Wo waren Sie so lange?« Er deutete auf ein Regal, in dem ein grauer Karteikasten stand. »Bringen Sie das sofort zu Kommissar Beck!«

Warum er den Auftrag nicht selbst erledigt hatte, war unschwer zu erkennen: Er war stockbetrunken.



»Sie haben mich rufen lassen, Herr Kommissar?«

Richard schaute von der Zeitung auf. Der junge Wachposten drehte verlegen seine Mütze in den Händen.

»Kommen Sie rein und nehmen Sie Platz.«
Der Junge schloss die Tür. Richard wies auf einen Stuhl. »Ich bekomme Genickstarre, wenn ich zu Ihnen hochsehen muss, also bitte! Haben Sie heute schon die Zeitung gelesen?«

Er setzte sich zögernd. »Ich bin noch nicht dazu gekommen.«

»Haben Sie überhaupt jemals eine Zeitung gelesen?«

Der Junge senkte den Blick. »Nein.«

»Polizeirat Franck hat mir vorhin die Berichterstattung über den Mordfall Lichtenstein vorgelegt.«

»Was habe ich denn damit zu tun?«

»Es wurden Details veröffentlicht, die nicht an die Öffentlichkeit gehören. Haben Sie mit Vertretern der Presse gesprochen?«

Er wurde blass. »Sie denken doch nicht, dass ich daran schuld bin?«

»Ich will wissen, ob Sie irgendwelche Auskünfte an die Presse gegeben haben!«

»Nein!«

»Haben Journalisten versucht, in die Räumlichkeiten des Lichtensteinschen Geschäfts zu gelangen?«

»Solange ich dort Wache gehalten habe, nicht.«

»Danke. Das genügt.«

Der Junge stand auf. »Und was geschieht jetzt mit mir?«

»Befürchten Sie wieder Ihre Entlassung?«, fragte Richard amüsiert.

»Auch wenn Sie das lachhaft finden: Ja!«

»Wenn Sie sich nichts haben zuschulden kommen lassen, besteht kein Anlass zur Furcht.«

»Sie glauben mir doch sowieso kein Wort.« Nervös knetete er seine Mütze. »Egal, was ich tue oder sage: Sie suchen einen Sündenbock, und Sie haben ihn gefunden, nicht wahr? Auf Wiedersehen, Herr Kommissar.«

»Ich wüsste nicht, dass ich Ihnen gestattet hätte, zu gehen, Herr ... Wie heißen Sie überhaupt?«

»Heusohn. Paul Heusohn.«

»Wie alt sind Sie?«

»Siebzehn.«

»Wenn Sie Ihre Mütze weiter so bearbeiten, werden Sie bald eine neue brauchen. Warum wollen Sie unbedingt zur Polizei, hm?«

»Ich will Schutzmann werden und für Sicherheit und Ordnung sorgen.«

»Warum?«

»Weil das ein ehrenwerter Beruf ist.« Sein Gesicht nahm einen trotzigem Ausdruck an. »Sie glauben, dass ich zu dumm bin? Dass ich die Aufnahmeprüfung nicht schaffe, weil ich den Herrn Polizeirat nicht gekannt habe und nicht weiß, was in der Zeitung steht? Wenn ich erst alt genug bin, werde ich es allen beweisen!«

»Wem denn noch außer mir?«, fragte Richard, obwohl er die Antwort zu kennen glaubte. Sie war eine Reise in seine eigene Vergangenheit. »Auf welchem Polizeirevier arbeitet Ihr Vater?«

»Warum fragen Sie mich das?«

»Könnten Sie sich vorstellen, in einem Mordfall mitzuarbeiten? Ich brauche einen Gehilfen zur Unterstützung.«

Er schluckte. »Ja, Herr Kommissar.«

»Dann werde ich das Nötige veranlassen.« Richard faltete die Zeitung zusammen und gab sie ihm. »Ich erwarte, dass meine Mitarbeiter über die Tagesereignisse informiert sind. Oder können Sie nicht lesen?«

»Doch! Mir fehlte nur, nun, die nötige Zeit und Gelegenheit.«

»Ab sofort werden Sie sich die nötige Zeit nehmen. Sie hören von mir. Und jetzt können Sie gehen.« Richard wandte sich seinen Akten zu. Paul Heusohn blieb stehen.

»Was ist denn noch?«

»Ich möchte mich entschuldigen. Ich hatte kein Recht, Ihnen solche Dinge zu sagen.«

»Ich bin unverschämte Mitarbeiter gewöhnt. Bis morgen, Heusohn.«

»Jawohl, Herr Kommissar!« Umständlich setzte er seine Mütze auf und verabschiedete sich.

Richard sah ihm nachdenklich hinterher. Er würde Franck bitten, auch Kommissar Beck einen Gehilfen zuzuteilen und die Aufgaben paritätisch aufteilen. Vielleicht würde es gelingen, seinem ehrgeizigen Kollegen den Wind aus den Segeln zu nehmen, wenn er ihn möglichst eigenständig arbeiten ließ. Richard stellte die von Franck gewünschte Liste mit Ermittlungsaufträgen zusammen und sah die Berichte über die nächtlichen Sistierungen durch: Allein am Centralbahnhof waren vierzehn Personen festgenommen worden, die aber aufgrund fehlender Verdachtsmomente alle wieder entlassen werden mussten.

Nachdem Polizeirat Franck Richards Vorschläge gebilligt hatte, beauftragte er zwei Schutzleute, nach der Herkunft des roten Seils und der Manschettenknöpfe zu forschen und schaute bei Kommissar Beck vorbei, der in einem Zimmer im Erdgeschoss die Zeugenvernehmungen leitete. Anschließend fuhr er zu Lichtensteins Witwe und danach zum Frankfurter Friedhof.

Die Sektion war für zwei Uhr angesetzt und fand in der Leichenhalle statt. Richard begrüßte die Gerichtskommission sowie Staatsanwalt von Reden und gab ihnen einen Abriss des aktuellen Ermittlungsstandes. Als er erwähnte, dass auf eine fotografische Aufnahme des Tatorts verzichtet worden war, schüttelte der Staatsanwalt ungläubig den Kopf.

Zwei Sektionsgehilfen brachten den Leichnam herein und legten ihn auf den Seziertisch. Richard kämpfte gegen Übelkeit und riss sich zusammen. Er hatte schon weit aus schlimmer zuggerichtete Tote gesehen und an unzähligen Sektionen als Beobachter teilgenommen; er würde auch diese überstehen.

»Autopsie des Pianofortehändlers Hermann Richard Lichtenstein, zweiundfünfzig Jahre alt, zuletzt wohnhaft Palmengartenstraße 4, Frankfurt am Main, zu Tode gekommen am 26. Februar 1904, mittags halb ein

Uhr, Zeil 69, Frankfurt am Main«, diktierte Gerichtsarzt Dr. Roth dem Gerichtsschreiber ins Protokoll, bevor er zusammen mit einem zweiten Arzt seine Arbeit begann.

Die Sektion dauerte dreieinhalb Stunden und ergab folgenden Befund: ausgeprägte Hämatome im Gesicht, neun bogenförmige abgegrenzte Wunden auf dem Kopf, Zertrümmerung des Schädeldachs und Stirnbeins mit Quetschung des Gehirns, schwach ausgeprägte Strangulationsmerkmale an den Halsweichteilen, keine zyanotische Verfärbung des Gesichts, fehlende Ekchymosen in den Bindehäuten der Augen.

»Wir können demnach sicher davon ausgehen, dass nur die Kopfverletzungen, nicht aber die Strangulation, todesursächlich gewesen sind?«, fragte Staatsanwalt von Reden.

Dr. Roth nickte. »Das Verletzungsbild auf der Kopfschwarte legt nahe, dass das benutzte Instrument kreisförmig oder bogenförmig war, unter Umständen ein Werkzeug, wie es Schuster oder Dachdecker besitzen. Aufgrund der Ausprägung und Lage der Verletzungen kann davon ausgegangen werden, dass die Gewalteinwirkung sehr stark war und überwiegend von vorn erfolgte.«

Als Richard ins Präsidium zurückkehrte, war es schon dunkel. Auf den Fluren brannten Gaslampen. Er ließ Kommissar Beck kommen, unterrichtete ihn über das Autopsieergebnis und fragte nach dem Verlauf der Vernehmungen.

»Jeder zweite Bürger dieser Stadt scheint freitagmittags zwischen Hauptwache und Katharinenkirche zu flanieren«, sagte Beck. »Allerdings bevorzugt mit geschlossenen Augen. Von zwei Aussagen abgesehen, haben die Vernehmungen nicht das Geringste gebracht. Der Auslaufer der Firma Carsch & Cie. gegenüber der Pfandhausgasse will zur Tatzeit eine verdächtige Gestalt am Hinterausgang Zeil 69 bemerkt haben, ohne diese jedoch näher beschreiben zu können, und die Schreib-

kraft der Rechtsanwaltskanzlei Mettenheimer und Pachten, ein Fräulein Margarete Freytag, behauptet, mindestens einmal beobachtet zu haben, dass Lichtenstein in der Mittagspause Damenbesuch empfing. Es soll sich dabei um eine Dame von nicht ganz untadeligem Ruf gehandelt haben, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Würde sie die Frau wiedererkennen?«, fragte Richard.

»Leider hat der Beamte, der das Verhör durchführte, es versäumt mich zu informieren, so dass die Zeugin bereits entlassen wurde. Ich habe ihre Rückverbringung angeordnet, um die noch offenen Fragen zu klären.«

»Soweit ich weiß, verfügt Kommissar von Lieben über eine fotografische Sammlung entsprechender Frauenspersonen, die man ihr vorlegen könnte.«

»Ich habe schon danach geschickt. Aber die Herren scheinen vollauf mit der Einarbeitung ihrer neuen Assistentin beschäftigt zu sein.«

»Den ersten Namen aus Lichtensteins Notizkalender können wir streichen«, sagte Richard, ohne auf Becks Anspielung einzugehen. »Heinrich Wilhelms ist ein enger Freund der Familie und hat ein einwandfreies Alibi. Bei der zweiten Person, K. Hopf, könnte es sich um einen Hundezüchter aus Niederhöhnstadt handeln. Lichtensteins Witwe hält es für möglich, dass ihr Mann sich mit ihm traf, um für die älteste Tochter einen Welpen als Geburtstagsgeschenk zu bestellen. Ich werde morgen nach Niederhöhnstadt fahren und Hopf dazu befragen. Keine Hinweise habe ich zu diesem Fräulein Frick gewinnen können, mit dem sich Lichtenstein offenbar am neunzehnten Februar getroffen hat. Sowohl Lichtensteins Frau als auch Auslaufer Schick ist der Name unbekannt. Laut Einwohnermelderegister leben in Frankfurt achtzehn Personen mit dem Namen Frick, darunter zehn weibliche. Davon sind zwei erwachsen und ledig.«

»Eine dieser beiden wohnt im Rapunzelgässchen 5«, sagte Laura Rothe von der Tür her.

Frankfurter Zeitung

(Frankfurter Handelszeitung.) und Handelsblatt. (Eine Frankfurter Zeitung.)

ABENDBLATT, Samstag, 27. Februar 1904

Frankfurter Angelegenheiten.

Der Raubmord auf der Zeil.

In der ganzen Stadt wird von nichts anderem als von dem Raubmord auf der Zeil gesprochen. Im Familienkreis, auf der Straße, in den Wirtschaften, in der Trambahn, überall wo sich Menschen zusammenfinden, die sich etwas mitzuteilen haben, ist von dem entsetzlichen Ereignis die Rede. Man darf wohl hoffen, daß es der Polizei gelingen wird, die Mörder dem Arm der

Gerechtigkeit zu überliefern, damit die blutige Tat ihre Sühne findet.

Wie weit die polizeiliche Tätigkeit gediehen ist, vermögen wir nicht zu sagen. Es ist ja begreiflich, daß eine solche Untersuchung nicht in der vollen Öffentlichkeit vorgenommen werden kann, da sonst die Täter leicht gewarnt werden. Wir glauben aber nicht, daß es das Richtige ist – wie es in diesem Fall ge-

schieht – wenn die Polizei der Presse nur wenige oder keine Mitteilungen macht.

Nicht zu schweigsam und nicht so zugeknöpft! Die Presse repräsentiert immer noch eine stärkere Großmacht als die Polizei, wenn diese auch eine noch so ernste Amtsmiene aufsetzt und damit versichern will, daß sie alles und noch einiges andere zuwege bringt.